



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

Das „Spracherleben“ der „Gastarbeiter“.
Eine zeitgeschichtlich akzentuierte
soziolinguistische Untersuchung

verfasst von / submitted by

Vildana Durmic

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2023 / Vienna, 2023

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066817

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Deutsche Philologie

Betreut von / Supervisor:

PD Mag. Dr. Manfred Glauningner

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	1
1.1 Untersuchungsgegenstand und Forschungsfragen.....	1
1.2 Forschungsstand und Forschungslücke	2
1.3 Aufbau der Arbeit.....	3
2. Theoretische Grundlagen.....	4
2.1 Migration	4
2.2 Gastarbeiter*innen.....	6
2.2.1 Der Begriff „Gastarbeiter“	6
2.2.2 Anwerbung ausländischer Arbeitnehmer*innen und die Hintergründe.....	7
2.2.3 Wohn- und Arbeitsbedingungen der „Gastarbeiter“.....	9
2.2.4 Integration und Ausgrenzung	12
2.2.5 Anwerbestopp.....	15
2.2.6 Geteilte Geschichte. Viyana - Beč – Wien	16
2.3 Zuwanderung ausländischer Migrant*innen	19
2.4 Mehrsprachigkeit.....	23
2.4.1 Erstsprache	25
2.4.2 Zweitsprache.....	25
2.4.3 Spracherwerb.....	27
2.5 Spracherleben	29
2.6 Sprachrepertoire	29
2.7 Die leibliche Dimension	31
2.8 Die emotionale Dimension	32
2.9 Die historisch-politische Dimension	33
2.10 Sprachideologien	34
3. Methoden.....	37
3.1 Sprachbiografien.....	37
3.3 Das narrative Interview	41
3.4 Ablauf der Interviews	44
3.5 Forschungsinteresse.....	45
3.6 Beschreibung der Proband*innen.....	45
3.7 Qualitative Inhaltsanalyse.....	46
3.8 Datenanalyse.....	50
4. Ergebnisse.....	53
4.1 Ergebnisse der Sprachenportraits	53
4.1.1 Proband B1	54

4.1.2 Proband B2	56
4.1.3 Proband B3	58
4.1.4 Proband B4	60
4.2 Spracherleben	62
4.2.1 Sprachliche Machtlosigkeit	65
4.2.2 Erfolgserlebnisse	67
4.3 Schlüsselerlebnisse	68
4.4 Soziale Inklusion/Exklusion	72
4.5 Prestige und Stigma	75
5. Zusammenfassung und Ausblick	79
6. Abstract	82
Anhang	83
Literaturverzeichnis	118
Internetquellen	123
Abbildungsverzeichnis	126
Tabellenverzeichnis	126

1. Einleitung

1.1 Untersuchungsgegenstand und Forschungsfragen

Den Gegenstand der vorliegenden Masterarbeit bilden ausgewählte Aspekte des „Spracherlebens“ (nach Busch 2012, 2017, 2021) von Menschen, die vor Jahrzehnten als „Gastarbeiter“ ohne Deutschkenntnisse aus Ex-Jugoslawien nach Österreich gekommen sind und in der Folge ihr Erwerbsleben hier verbracht haben. Im Zusammenhang damit werden die *sozialen Bedeutungen* (der Komponenten) ihres – erwartbar schillernden – „Sprachrepertoires“ (gemäß Busch 2012, 2017, 2021 [in Erweiterung des Konzepts von John Gumperz]) ausgelotet. Dies erfolgt unter Einbeziehung des zeitgeschichtlichen Kontextes des „Gastarbeiter“-Phänomens.

Ab den 1960er-Jahren erlebte Österreich einen enormen wirtschaftlichen Aufschwung. Durch große Investitionen und günstige makropolitische und -ökonomische Rahmenbedingungen wurde beinahe Vollbeschäftigung erreicht, wodurch der Anfang der 1960er-Jahre zu verzeichnende Mangel an Arbeitskräften durch gezielte Anwerbungen im Ausland abgedeckt werden musste. Die als „Gastarbeiter“ angeworbenen Menschen, die diese Bezeichnung aufgrund eines ursprünglich nur als vorübergehend geplanten Aufenthalts bekamen, sind vor allem aus dem damaligen Jugoslawien und aus der Türkei nach Österreich gekommen. Die „Gastarbeiter“ hatten bei ihrer Ankunft in Österreich meist keinerlei Vorkenntnisse hinsichtlich der deutschen Sprache. Die ohnehin nur spärlich vorhandenen Angebote an Sprachkursen wurden aus Zeitmangel und anderen Gründen kaum wahrgenommen. Der österreichischen „Gastarbeiter“-Politik waren eine – nur vage definierte – Integration im Allgemeinen und Sprachkenntnisse im Besonderen aufgrund des vorgesehenen „Rotationsmodells“ nicht wichtig.

Die qualitative Inhaltsanalyse von sprachbiografisch akzentuierten Interviews mit vier Gastarbeiter*innen aus dem ehemaligen Jugoslawien und die Arbeit mit Sprachenportraits bilden die methodische Grundlage dieser Arbeit (siehe Kapitel 3).

In vorliegender Masterarbeit wird folgenden Forschungsfragen nachgegangen:

- Welche *sozialen Bedeutungen* (Prestige, Stigma, kommunikative und identitätskonstituierende Aspekte, ...) verbinden die Proband*innen mit (Komponenten von) ihrem „Sprachrepertoire“?
- Welche positiven und negativen Formen des „Spracherlebens“ (v. a. soziale Inklusion / Exklusion) reflektieren die Interviews mit dem Probanden*innen?

- Welche biografischen „Schlüsselerlebnisse“ und welche zeitgeschichtlichen Kontexte korrelieren mit welchen Aspekten des Sprachrepertoires und Spracherlebens der Proband*innen?

1.2 Forschungsstand und Forschungslücke

Über die „Gastarbeiter“ in Österreich gibt es schon einige – vorwiegend ökonomisch, soziologisch, geschichtswissenschaftlich und pädagogisch-didaktisch ausgerichtete – Studien und Publikationen. Hier ist beispielsweise die Dissertation von Stefanie Battenfeld (1976) zu erwähnen, die sich mit der Analyse der wirtschaftlichen Bedeutung der Gastarbeiterbeschäftigung auseinandersetzt. Nennenswert sind auch die Arbeit von Helga Leitner aus dem Jahr 1978 über die „Segregation, Integration und Assimilation jugoslawischer Gastarbeiter in Wien“ sowie die Studie „Gastarbeiterkinder in österreichischen Schulen“ von Ottokar Seifert (1978). Jüngeren Datums sind die Studie von Verena Lorber „Angeworben: GastarbeiterInnen in Österreich in den 1960er und 1970er Jahren“ (2017), in der die Arbeitsmigration nach Österreich in den 1960er- und 1970er-Jahren untersucht wird, als auch das vom Wiener Integrationsfonds herausgegebene Buch „Wir, die Zugvögel“ (2002), in welchem den „Gastarbeitern“ erstmals die Gelegenheit gegeben wurde, über ihre „Migrationsgeschichte“ in ihren Muttersprachen zu sprechen. Die Stadt Wien organisierte in Kooperation mit dem „Wien Museum“ die umfangreiche Ausstellung „Gastarbajteri. 40 Jahre Arbeitsmigration“, die 2004 von der Initiative Minderheiten gemeinsam mit dem Wien-Museum umgesetzt wurde. Zehn Jahre später, 2014, entstand auf Basis des Projekts „Migration Sammeln“ eine Ausstellung unter dem Namen „Geteilte Geschichte. Viyana – Bec – Wien“, die einen Einblick in den Alltag der „Gastarbeiter“ ermöglichte.

Allerdings wurde die Thematik „Gastarbeiter“ in Österreich bislang nicht unter dezidiert linguistischer Perspektive aufgegriffen, insbesondere nicht mit Fokus auf das „Spracherleben“ dieser Menschen vor dem Hintergrund eines ungesteuerten Erwerbs der deutschen (Alltags-)Sprache. Hier setzt die vorliegende Masterarbeit an und setzt sich zum Ziel, einen Beitrag zum Schließen dieser Forschungslücke zu leisten.

1.3 Aufbau der Arbeit

Den theoretischen Rahmen der Arbeit bilden die emisch perspektivierten soziolinguistischen Ansätze des „Spracherlebens“ und „Sprachrepertoires“ nach Busch (2012, 2017) sowie die Sprachbiografie-Forschung (vgl. Tophinke 2002) bzw. die Zeitgeschichte der Zweiten Österreichischen Republik (vgl. u. a. Rathkolb 2015). Es wird eine qualitativ-inhaltsanalytische (nach Kuckartz 2018) Auswertung von leitfadengestützten (semistrukturierten) narrativen Interviews mit vier Proband*innen aus dem ehemaligen Jugoslawien vorgenommen. Komplementär dazu erfolgt eine hermeneutische Auswertung von Fachliteratur.

Die Arbeit setzt sich aus einem theoretischen und einem empirischen Teil zusammen und gliedert sich in sechs Kapitel. In diesem Kapitel wird der Untersuchungsgegenstand vorgestellt sowie ein aktueller Überblick über den Stand der Forschung gegeben. Das Kapitel 2 widmet sich den theoretischen Grundlagen der Arbeit und dabei dem Phänomen Mehrsprachigkeit unter Fokussierung der *emisch* perspektivierten soziolinguistischen Ansätze des „Spracherlebens“ und „Sprachrepertoires“ nach Busch (2012, 2017) sowie der Sprachbiografie-Forschung (vgl. Tophinke 2002). Ebenso findet eine Auseinandersetzung auf theoretischer Ebene mit dem Themenkomplex Migration, Gastarbeiter*innen, Anwerbung ausländischer Arbeitnehmer*innen und den entsprechenden Hintergründen statt, um so sozialwissenschaftlich kontextualisierte Bezüge zu relevanten Aspekten der Zeitgeschichte der zweiten Österreichischen Republik (vgl. u. a. Rathkolb 2015) herzustellen. Darauf aufbauend, werden in Kapitel 3 die Forschungsmethoden zur Erhebung und Analyse des Datenmaterials vorliegender Arbeit beschrieben. Anschließend werden in Kapitel 4 die Ergebnisse der erhobenen Sprachenportraits vorgestellt und die qualitativ-inhaltsanalytische Auswertung der durchgeführten Interviews entlang der Hauptkategorien wird vorgenommen bzw. präsentiert. In Kapitel 5 folgt eine Zusammenfassung der wichtigsten Erkenntnisse der Arbeit. Im Anhang befinden sich das Literatur-, Abbildungs- und Tabellenverzeichnis, die Transkripte der Interviews sowie die tabellarische Darstellung der Kategoriendefinitionen (vgl. Kuckartz / Rädiker 2022: 66).

2. Theoretische Grundlagen

2.1 Migration

Die Migration ist ein sehr altes Phänomen und es hat sie schon immer gegeben. Die Menschen haben seit jeher ihren Ort gewechselt; Krieg, Hunger, Verfolgungen, bessere Lebensbedingungen, Familienzusammenführung, Arbeitssuche waren und sind Gründe dafür.

Der Begriff „Migration“ kommt aus dem Lateinischen und bedeutet übersetzt „Wanderung“ oder „Bewegung“. Darunter ist in der Regel eine dauerhafte Verlagerung des Lebensmittelpunktes zu verstehen (vgl. Jäggi 2016: 3). „Es gibt verschiedene Definitionen und Arten von Migration. Bis heute gibt es jedoch weder eine umfassende allgemeine Migrationstheorie noch eine allgemein anerkannte Definition des Begriffs Migration“ (Fischer / Straubhaar 1994: 81). Migration kann nur ein „Wechsel des Hauptwohnsitzes einer Person“ (Wagner 1989: 26), aber auch eine längerfristige Verlagerung des Wohnortes außerhalb der Grenze sein. Oswald ist der Auffassung, dass Migration im Weiteren als ein Prozess der räumlichen Verlagerung des Lebensmittelpunktes an einen anderen Ort bedeutet (vgl. Oswald 2007: 13). Dahinter können sich oft viele menschliche Schicksale verbergen. Jedoch bedeutet ein dauerhafter Ortswechsel nicht immer eine Überschreitung der Staatsgrenze, sondern es findet eine Bewegung der Menschen innerhalb eines Landes statt. Diese Personen werden als „displaced people“ bezeichnet (vgl. Jäggi 2016: 3). Albrecht (1972) geht einen Schritt weiter und definiert Migration nicht nur als „eine räumliche Bewegung, die einen vorübergehenden oder permanenten Wechsel des Wohnsitzes bedingt“, sondern auch als „eine Veränderung [...] im ‚sozialen Raum‘“ (Albrecht 1972: 23). Es existieren mehrere Aspekte, anhand derer sich die unterschiedlichen Migrationstypen unterteilen lassen. Han (vgl. 2010: 8–9) führt drei Formen der Migration an: die räumliche (Binnenmigration oder Internationale Migration), zeitliche (dauerhafte oder vorübergehende Migration) und soziokulturelle (neues Lebensumfeld) Migration. „In den Soziowissenschaften werden unter dem Begriff der Migration allgemein solche Bewegungen von Personen und Personengruppen im Raum (spatial movement) verstanden, die einen dauerhaften Wohnortwechsel (permanent change of residence) bedingen“ (Han 2010: 7).

Die Migrationsbewegungen der Menschen werden von vielen verschiedenen Faktoren beeinflusst. Gesellschaftliche und persönliche Ursachen sind oft so vermischt, dass man kaum eine eindeutige Unterscheidung zwischen der freiwilligen und der unfreiwilligen Migration treffen kann. Man kann aber davon ausgehen, dass der Wohnortwechsel auf Dauer erfolgt. Der

langwierige und schwierige Teil der inneren psychosozialen Migration findet erst nach der äußeren physischen Migration statt (vgl. Han 2005: 8).

Eine breitere Definition von Migration als „die auf einen längerfristigen Aufenthalt angelegte räumliche Verlagerung des Lebensmittelpunktes von Individuen, Familien, Gruppen oder auch ganzen Bevölkerungen“ (Oltmer 2010: 1) ermöglicht es, sowohl Wanderungsbewegungen mit dauerhaftem Charakter als auch unterschiedliche Formen temporärer Wanderungen zu erfassen (Lober 2017: 30).

Laut Lober (2017: 30) lässt sich diese Definition sehr gut zum Beschreiben der Gastarbeiter*innenmigration, die unterschiedliche räumliche und zeitliche Wanderungsformen aufweist, anwenden. Zentrales Motiv der Gastarbeiter*innenmigration ist sicher der Wunsch, nach persönlicher wirtschaftlicher Besserstellung. Sie wandern also aus, um sich ein besseres Leben zu ermöglichen. Da sie meistens eine feste Rückkehrabsicht in ihr Heimatland haben, nehmen sie auch härtere Arbeitsbedingungen in Kauf, um mehr zu verdienen und so die Existenzgrundlage mit dem Ersparten in der Heimat zu verbessern. Da in den meisten Fällen die geplante Rückkehr ins Heimatland scheitert, kommt es zum Nachzug von Familienmitgliedern, was der Kettenmigration entspricht.

Ob es zu einer Wanderung kommt, hängt von vielen Faktoren ab. Das Konzept von Push- und Pull-Faktoren ist auf den Kartografen und Demografen Georg Ernst Ravenstein zurückzuführen, der versucht dieses Phänomen in seiner Publikation „Gesetze der Wanderung“ (1972) anhand eines Gravitationsmodells zu erklären. In seinem Modell spielt die Entfernung zum Zielland die entscheidende Rolle, d. h. dass sich die Migrantenzahl angesichts der größeren Entfernung zum Zielland verringert (vgl. Han 2010: 14–15). Neben diesem Faktor sind auch weitere Motive für das Auswandern in ein anderes Land bedeutend. Die Push-Faktoren sind die negativen Faktoren, mit denen man sein Heimatland verbindet. Dazu zählen beispielsweise religiöse und politische Verfolgung, Hunger, Arbeitslosigkeit, Krieg und Naturkatastrophen. Unter den Pull-Faktoren (Sogfaktoren) werden die Bedingungen des Zielortes oder -landes verstanden, die für die Immigration verantwortlich sind. Dazu zählen z. B. politische Stabilität, demokratische Sozialstruktur, Bildungsmöglichkeiten, wirtschaftliche Prosperität, religiöse Glaubensfreiheit, Sicherheit und bessere Verdienstmöglichkeiten (vgl. Han 2010: 14).

Faßmann / Münz (1996) definieren die Push- und Pull-Faktoren folgendermaßen:

Staaten mit prosperierender Wirtschaft, hoher Nachfrage nach Arbeitskräften, hohem Lohnniveau sowie demokratischen und rechtstaatlichen Verhältnissen entwickeln Anziehungskräfte (Pull-Faktoren). Sie werden damit für Migranten aus Staaten mit Unterbeschäftigung, geringen Lohnniveau, stagnierender Wirtschaft, krisenanfälligem politischem System und ethnischer oder religiöser Unterdrückung (Push-Faktoren) attraktiv (Faßmann/Münz 1996: 46).

Auf diese Weise können die allgemeinen Migrationsprozesse erklärt werden, es ist jedoch unmöglich zu erklären, warum in bestimmten Ländern die Wanderungen stattfinden und sie in anderen trotz großer Disparitäten nicht zu Stande kommen (vgl. Faßmann / Münz 1996: 46).

2.2 Gastarbeiter*innen

2.2.1 Der Begriff „Gastarbeiter“

Der Begriff „Gastarbeiter“ bezeichnet diejenigen ausländischen Arbeitskräfte, die von der Mitte der fünfziger Jahre bis zum Anwerbestopp im Jahre 1973 von der bundesdeutschen Wirtschaft angeworben wurden. Diente er anfangs der positiven Abgrenzung vom historisch belasteten Begriff „Fremdarbeiter“, so erlangte er in dem Maße, in dem aus den „Gastarbeitern“ Einwanderer wurden, eine pejorative Bedeutung (Hunn 2005: 9).

Da der Begriff „Fremdarbeiter“ im Nationalsozialismus für die zur Arbeit gezwungenen ausländischen Arbeitskräfte verwendet wurde, wurde er Ende der 1960er-Jahre durch den Begriff „Gastarbeiter“ ersetzt. Der damalige Bürgermeister Wiens, Felix Slavik, äußerte sich 1971 in einem Artikel der Zeitschrift „Arbeit und Wirtschaft“ dazu: „Ich finde, es ist nun an der Zeit, daß wir von dem diffamierenden Ausdruck Fremdarbeiter endlich zu dem weit zutreffenderen Begriff „Gastarbeiter“ kommen. Denn es sind tatsächlich Gäste, Gäste, die wir eingeladen haben, bei uns, für uns und mit uns zu arbeiten“ (Slavik 1971: 9).

Nach Leitner (1983: 17) ist auch dieser Begriff widersprüchlich, da Gäste in der Regel nur vorübergehen bleiben und nicht auf Dauer. Doch letztlich liegt die Problematik nicht nur in der Bezeichnung, sondern hauptsächlich in der Bedeutung und der Konnotation, welche dem Begriff zugrunde liegen. Der Begriff impliziert primär, dass nur ein kurzer Aufenthalt im „Gastland“ vorgesehen ist, und verweist weiters auf eine unterprivilegierte Existenz der ausländischen Arbeitnehmer, welche mit einer entsprechend negativen Emotion verbunden ist (Leitner 1983: 18, zit. nach Pfeffer 2011: 36). Auch von Gehmacher (1973: 7) wird der Begriff

„Gastarbeiter“ mit überwiegend minder qualifizierten Arbeitnehmern aus Jugoslawien und der Türkei in Zusammenhang gebracht.

2.2.2 Anwerbung ausländischer Arbeitnehmer*innen und die Hintergründe

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs war Österreich mehr Auswanderungs- als ein Einwanderungsland. Angesichts der nur leicht wachsenden Wirtschaft gab es ein ausreichendes Angebot an Arbeitskräften. Erst gegen Ende der Sechziger und Anfang der Siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts erlebte Österreich einen enormen wirtschaftlichen Aufschwung. Durch große Investitionen wurde beinahe Vollbeschäftigung erreicht, was dazu führte, dass Österreich dringend ausländische Arbeitskräfte brauchte, um den Arbeitskräftemangel zu decken. Im Gegensatz zu der Situation in Südosteuropa, wo viele Menschen ohne Beschäftigung waren, stieg in Österreich die Industrieproduktion und der Bedarf an Arbeitskräften im landwirtschaftlichen Sektor, Bergbau, aber auch in anderen Branchen. Aufgrund dessen sah sich Österreich gezwungen, gezielt ausländische Arbeitskräfte anzuwerben. Bereits 1961 schlossen der Gewerkschafts-Präsident Franz Olah und der Präsident der Wirtschaftskammer Julius Raab das sogenannte „Raab-Olah-Abkommen“, das den Grundstein für den Zuzug ausländischer Arbeitskräfte nach Österreich bildet. Das erste Anwerbeabkommen wurde 1962 mit Spanien abgeschlossen, welches nur wenig Wirkung zeigte. Daraufhin folgten in den Jahren 1964 und 1966 weitere Abkommen mit der Türkei und mit Jugoslawien (vgl. www3). Die „Gastarbeiter“ sollten je nach Bedarf ins Land geholt werden, um so die Kosten für die Sozialleistungen und Infrastruktur so niedrig wie möglich zu halten (vgl. Jawhari 2000: 16). Die „Arbeitsgemeinschaft für die Anwerbung ausländischer Arbeitnehmer“ (AGA) und die Bundeswirtschaftskammer waren für die Abwicklung der Anwerbung zuständig und arbeiteten eng mit der österreichischen Außenhandelsstelle in Istanbul und mit lokalen Arbeitsämtern in Jugoslawien zusammen (vgl. Bakondy 2010: 68). Die Arbeitnehmer mussten über erforderliche berufliche Qualifikationen verfügen und es wurden medizinische Untersuchungen durchgeführt, um sich ein Bild über ihr Gesundheitszustand zu machen. Wurde der Gesundheitszustand der BewerberInnen positiv beurteilt, erhielten sie einen Infektionsfreiheitsschein und konnten nach Österreich einreisen (vgl. Lorber 2017: 101). „Die schlussendlich ausgewählten Arbeitskräfte unterschrieben einen Arbeitsvertrag und erhielten eine durch ein österreichisches Arbeitsamt ausgestellte ‚Sicherungsbescheinigung‘, mit der das Visum für Österreich beantragt werden konnte, welches Grundlage für die spätere Arbeitsbewilligung war“ (Hahn 2014: 22).

Alle entstandenen Bearbeitungskosten sowie Transferkosten wurden als „Anwerbepauschale“ dem Arbeitgeber in Rechnung gestellt. Die „Gastarbeiter“ reisten meistens per Zug nach Österreich, nämlich mit dem sogenannten „Balkan-“ bzw. „Istanbul-Express“ über die Strecke Istanbul-Belgrad-Zagreb, aber auch mittels Bus der bekannten Gastarbeiterbuslinien „Bosfor Turizm“ oder „Varan Turium“ (vgl. Payer 2004: 125). Die Anwerbung der Arbeitskräfte erfolgte aber manchmal auch durch die Firmen selbst, indem sie kleine Teams mit Psychologen in die Gastarbeiterländer schickten. Diese Art der Anwerbung war legal und erfolgte immer in Verbindung mit den zuständigen Arbeitsämtern (vgl. Alber / Gehmacher 1973: 15–16).

In den Anfangsjahren wurden hauptsächlich arbeitsfähige Männer angeworben, erst später kamen auch immer mehr Frauen nach Österreich, um einer Beschäftigung nachzugehen. Die Zahl der Arbeitsmigrant*innen stieg jährlich um rund 20.000 bis 40.000 an und erreichte 1973 mit 226.801 Personen einen ersten Höhepunkt (vgl. Faßmann / Münz 1995: 41). Im Vergleich zu den Jugoslawen, die 1973 den Großteil der angeworbenen „Gastarbeiter“ bildeten, nämlich 78,5 Prozent, kamen lediglich 11,8 Prozent aus der Türkei (vgl. Butschek 2011: 342). Die angeworbenen Arbeitskräfte wurden als „Gastarbeiter“ bezeichnet, weil ihr Aufenthalt nur vorübergehend sein sollte. Die Anwerbung basierte auf einem Rotationsprinzip, welches vorsah, dass die ausländischen Arbeitskräfte nach Beendigung ihrer befristeten Arbeitserlaubnis von einem Jahr, wieder nach Hause zurückkehren sollten. Doch so ein Rotationsprinzip war für die Unternehmen kontraproduktiv: „Die Betriebe hatten kein Interesse mehr, ausländische Arbeitnehmer, die sich ‚bewährten‘, wieder abzugeben“ (Wimmer 1986: 17). Oft reisten die „Gastarbeiter“ nach dem befristeten Aufenthalt aus und kamen mit einem Touristenvisum wieder, das sich in den Zeiten wirtschaftlichen Aufschwungs problemlos in Beschäftigungsbewilligungen umwandeln ließ. Die „Gastarbeiter“ fanden auch immer öfter durch die Empfehlung von Familienangehörigen eine Anstellung in Österreich. Diese Form der Migration nennt man in der Migrationsforschung „Kettenmigration“. Anfang der 1970er-Jahre waren rund 56 % der türkischen Arbeitskräfte durch Vermittlung von Bekannten und Verwandten, die bereits als „Gastarbeiter“ in Österreich arbeiteten, ins Land gekommen (vgl. www6). Für die Unternehmen war diese Art von Anwerbung von Vorteil: Es entstanden keine zusätzlichen Kosten und die Anwerber konnten gezielter ausgewählt werden. Geplant war, dass die „Gastarbeiter“ nach einem kurzfristigen Arbeitsaufenthalt wieder in ihre Heimat zurückkehren sollten. Doch mit der Zeit wurden Familien nachgeholt und der Wunsch, irgendwann in das Heimatland zurückzukehren, in den Hintergrund gedrängt.

2.2.3 Wohn- und Arbeitsbedingungen der „Gastarbeiter“

Als die ersten „Gastarbeiter“ in Österreich eintrafen, fanden sie zunächst harte Arbeitsbedingungen und schlechte Wohnverhältnisse vor. Anfangs waren die meisten Arbeitnehmer*innen in Werkswohnungen und Firmenunterkünften untergebracht (vgl. Lorber 2017: 223). Altbauwohnungen wurden zu Massenquartieren umfunktioniert, die hygienischen Zustände waren katastrophal, die Räumlichkeiten waren überbelegt.

Wie die historische Migrationsforschung feststellte, war die räumliche Verteilung der „Gastarbeiter“ im Wiener Stadtgebiet ähnlich jener der tschechischen Minderheit um 1900 (John, 148). In beiden Fällen handelte es sich gemäß Herkunft und Bildungsgrad um soziale Unterschichten, die vorwiegend im Industrie- und Dienstleistungssektor tätig waren und denen ausschließlich die billigsten Segmente des Wohnungsmarktes, situiert in den Arbeiterbezirken am Rande der Stadt, zu Verfügung standen (Payer 2004: 4).

Die Wohnsituation war für die „Gastarbeiter“ oft traumatisch. Viele Migranten, vor allem Männer am Bau, lebten in Baracken, wodurch sich eine große Abhängigkeit vom Unternehmer ergab.

Generell erhielten die Arbeitsmigranten, wie Hannes Wimmer auf Basis einer Repräsentativerhebung 1983 analysierte, nur zu solchen Wohnungen Zugang, die auf Grund ihrer schlechten Qualität für Österreicher unattraktiv waren. Die Eckdaten der ausländischen Wohnverhältnisse in Wien waren eindeutig: Es dominierten prekäre Rechtsverhältnisse (33% Untermietwohnungen), Substandardwohnungen (80% Ausstattungskategorie D, davon ein Viertel ohne WC und Wasser innerhalb der Wohnung), minimale Wohnungsgrößen (nur 1 Wohnraum) mit hohem Überbelag und überhöhten Mieten (Payer 2004: 5).

Am 8. Februar 1973 berichtete der „Kurier“ unter der Überschrift: „Wird das alte Wien zu Kolaric - Massenslum?“:

Wer kennt sie nicht? Die abbröckelnden Bruchbuden in den Seitengassen Wiens, wo außer ein, zwei alten Hausparteien nur Gastarbeiter wohnen. Bis zu 15 schwarzgelockte Gesellen auf Zimmer und Küche zusammengepfercht. Manche schlafen auf der Erde, andere haben ein „feudales“ Eisenbett. Das Wasser holen sie von der Gangbassena, die zwei Toiletten daneben müssen sich oft 40 (!) Arbeiter teilen (Payer 2004: 6, Kurier 8.2.1973, 3).

Ein Grund dafür, warum die „Gastarbeiter“ diese Lebensumstände akzeptierten mussten, war, dass viele von ihnen Saisonarbeiter waren. Sie arbeiteten also von Frühling bis Herbst und verbrachten den Winter in ihrem Heimatland. Ein weiterer Grund waren die begrenzten

finanziellen Möglichkeiten der „Gastarbeiter“ und Diskriminierung bei der Wohnungssuche. Für die ausländischen Arbeitnehmer*innen stellte es oft eine Hürde dar, eine geeignete Wohnung zu finden, da sich viele Vermieter weigerten, Wohnungen an Ausländer*innen zu vermieten (vgl. Lorber 2017: 227). Man muss auch bedenken, dass es den ausländischen Migrant*innen bis zu den Lockerungen der Zugangsbestimmungen im Jahr 1990 nicht gestattet war, soziale Wohnbauten zu beziehen (vgl. Lorber 2017: 221). Ein unbeliebter Beruf war Anfang der 1970er Jahre der „Hausbesorger-Beruf“. Wegen geringer Verdienstmöglichkeiten, aber auch schlechter Beschaffenheit der Dienstwohnungen, waren immer weniger Österreicher bereit, diese Arbeit zu übernehmen. So besetzten die „Gastarbeiter“, trotz der schlechten Wohn- und Arbeitsverhältnisse, die frei gewordenen Stellen und sahen darin eine erste Chance, in Österreich Fuß zu fassen. Die Zahl der ausländischen Hausmeister stieg bereits 1973 auf 6000, zehn Jahre später wohnten rund ein Drittel der Wiener Arbeitsmigranten, überwiegend Jugoslawen, in Hausmeisterwohnungen (vgl. Wimmer 1986: 284). Ab den 1980er-Jahren wurden die vorherrschenden Wohnbedingungen der Migrant*innen häufiger thematisiert (vgl. Lorber 2017: 222). In seinem Beitrag unter dem Namen „Wohnverhältnisse der ausländischen Arbeitnehmer“ geht Wimmer (1986) auf die Wohnsituation und Wohnintegration der „Gastarbeiter“ ein. Zu den möglichen Lösungen zählt er Folgendes: die Erweiterung des Förderungsanspruches auf ausländische Arbeitskräfte, ihr Zugang zu Gemeinde- und Genossenschaftswohnungen sowie eine verbesserte Beratung vonseiten der Mietervereinigung, des Konsumentenschutzes, der AK und des Gewerkschaftsbundes (vgl. Wimmer 1986: 304).

Die durch bilaterale Abkommen angeworbenen Arbeitskräfte waren in erster Linie in der Bauindustrie, aber auch in der Metall- und Textilindustrie, im Gastgewerbe und Tourismussektor, sowie in Handwerksbetrieben tätig.

Anfang der 1960er Jahre dominierte in Österreich die Beschäftigung von Arbeitsmigranten/innen im sekundären Sektor, vor allem in der Bauwirtschaft: Im Jahre 1964 waren dort 32,2% aller über Kontingente beschäftigten ausländischen Arbeitskräfte – tendenziell ein wichtiger Bereich für jugoslawische Migranten – tätig. 16,4% arbeiteten in der Metallindustrie (inkl. Bergbau), 10,2% in der Textilindustrie und nur 11,1% als Dienstleister (Biffl 1986: 43).

Jahr	BRD	Italien	Jugosl.	Spanien	Türkei	Sonst.	Insg.
1964	4.463	2.485	9.782	1.176	5.986	4.151	37.300
1973	5.770	1.710	178.134	291	26.692	14.204	226.801
1975	5.947	1.464	141.199	265	27.026	15.110	191.011

Tabelle 1: Ausländische Arbeitskräfte nach dem Herkunftsland (Faßmann 1992: 101)

In Prozent	1964	1973	1975
Land- und Forstwirtschaft	4,3	1,5	1,8
Industrie und Gewerbe	84,5	74,2	68,2
Dienstleistungen	11,1	24,3	30,0

Tabelle 2: Ausländische Arbeitskräfte nach Wirtschaftsbranchen (Pelger 2009: 48)

Die ausländischen Arbeitskräfte übernahmen größtenteils schwere und schlechtbezahlte Arbeiten, die für die österreichische Bevölkerung unattraktiv waren. Dazu kam, dass ein hohes Unfallrisiko am Arbeitsplatz bestand und es keine klar definierten Arbeitszeiten gab, wodurch die ausländischen Arbeitskräfte sehr wenig Freizeit hatten (vgl. Faßmann / Münz 1995: 66). Doch das Ziel der „Gastarbeiter“ bestand darin, in kurzer Zeit möglichst viel Geld für die Rückkehr ins Heimatland zu verdienen, und dafür nahmen sie harte Arbeitsbedingungen und schlechte Wohnverhältnisse in Kauf. So konnten die Österreicher durch die Übernahme der unattraktiven Arbeitsstellen durch die „Gastarbeiter“ sozial aufsteigen.

Die Situation bei den Gastarbeitern ist nach wie vor dadurch geprägt, dass die Ausländer fast durchwegs Tätigkeiten ausüben, für die noch immer Inländer nicht zu bekommen sind. Also etwa die Beschäftigung mit ungünstiger Arbeitszeit- Wochenende und Nacharbeit- sowie für Schmutzarbeiten bzw. niedrigentlohnte Hilfstätigkeiten (Der Standard 9.11.2011).

Allerdings gab es auch von Seiten der „Gastarbeiter“ Versuche, sich gegen diese Arbeitsbedingungen zu widersetzen, doch diese wurden mit Abschiebungen bestraft oder es gab keine Verlängerung ihrer Beschäftigungsbewilligung. Die Historikerin Vida Bakondy sagt im Rahmen ihrer Forschungsarbeit „Viel Glück! Migration heute.“ (Bakondy 2010), dass manche Firmen sogar bei der Wirtschaftskammer interviewten und so verhindern wollten, dass die Arbeiter in anderen Firmen eine Arbeit bekommen. Die Wirtschaftskammer (WKO) und der Gewerkschaftsbund (ÖGB) hatten damals tatsächlich ein Mitspracherecht bei der Erteilung von Arbeitsbewilligungen und Visa (vgl. www5). Bakondy erzählt in der Zeitschrift der Initiative Minderheiten, „Stimme“, von einem Vorfall, bei dem neun türkische „Gastarbeiter“ nach Ablauf des Arbeitsvertrags nicht mehr bei derselben Baufirma arbeiten wollten. „Da auch weiterhin Interesse an ihrer berufsrichtigen Beschäftigung bestand, sieht das Landesamt NÖ. in dem disziplinlosen und den Arbeitsmarkt störenden Verhalten dieser Fremdarbeiter eine Gefährdung der öffentlichen Interessen“ (www11).

Den „Gastarbeitern“ war es verwehrt, selbst über den Arbeitgeber und die Art der Beschäftigung zu entscheiden, sie sollten keine Rechte bekommen und oft nur für einen geringeren Lohn als ihre österreichischen Kollegen arbeiten. In Österreich sind aus dieser Zeit drei Streiks vonseiten der „Gastarbeiter“ bekannt: 1966 streikten jugoslawische „Gastarbeiter“ in der Steiermark und in Kärnten. 1970 streikten türkische Arbeiter in Salzburg (vgl. www20). Für viele „Gastarbeiter“ endeten die Proteste mit einem Aufenthaltsverbot und der Abschiebung ins Heimatland oder mit dem Verlust der Arbeitsstelle. Durch das Fremdengesetz, welches 1966 verabschiedet wurde, bestand keine Möglichkeit, sich gegen Diskriminierung und Ungleichheit am Arbeitsplatz zu wehren (vgl. www20).

2.2.4 Integration und Ausgrenzung

„Gastarbeiter“ waren zu Beginn noch recht willkommen, denn sie leisteten einen wertvollen Beitrag zur Konjunktur. Doch da es sich um eine zeitlich begrenzte Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte handelte, waren der österreichischen Gastarbeiterpolitik Sprachkenntnisse und Integration nicht wichtig. Allein, dass Beschäftigungs- und Arbeitsgenehmigungen auf höchstens zwölf Monate erteilt wurden, erwies sich als integrationshemmend, da sich die „Gastarbeiter“ nie sicher waren, ob ihre Genehmigungen verlängert werden oder nicht (www4: 55). Deutschkenntnisse wurden in den 1960er-Jahren primär über zweisprachige Broschüren oder Flyer weitergegeben. Ab 1970 begannen die Gewerkschaften, sich um die „Gastarbeiter“ zu

kümmern. Die Stadt Wien versuchte über den „Zuwanderer-Fonds“¹ mit den türkischsprachigen Zeitungen „Yanki“ und „Anadolu“, und mit der serbokroatischen Zeitung „Danas“ die „Gastarbeiter“ zu erreichen und zu unterstützen. Man stellte mehrsprachige Informationsbroschüren zur Verfügung, engagierte Dolmetscher und richtete ab September 1974 spezielle Beratungsstellen für jugoslawische Frauen ein, die diese auch gerne in Anspruch nahmen. Der Wiener Zuwanderer-Fonds unterstützte die „Gastarbeiter“ nicht nur bei der Wohnungssuche, sondern veranstaltete sogar Feste und Konzerte für sie (vgl. Payer 2004: 12–13). Doch anstatt den Kontakt von Österreicher*innen und ausländischen Migrant*innen zu stärken, bewirkten diese Integrationsmaßnahmen nur eine noch größere Bindung der „Gastarbeiter“ zu ihrem Herkunftsland. Eine echte Integrationspolitik fehlte sehr lange.

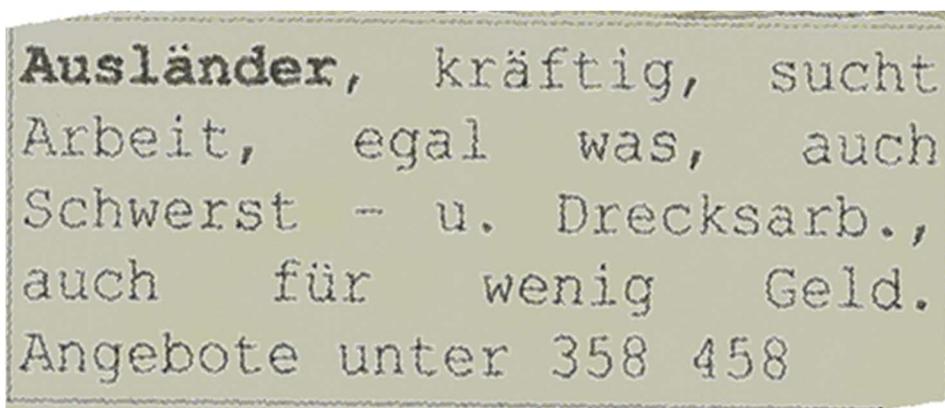
Die ausländischen Arbeitskräfte hatten sehr oft mit Diskriminierung und Vorurteilen zu kämpfen. Die Aktion „Mitmenschen der Werbewirtschaft Österreichs“ startete 1973 die mittlerweile legendäre Plakataktion „I haaß Kolaric, du haaßt Kolaric. Warum sogn’s zu dir Tschusch?“ (vgl. Payer 2004: 14). Mit solchen Kampagnen versuchte man, das Verständnis für die Lage der „Gastarbeiter“ zu wecken. Das war auch sehr wichtig, denn mit dem Kommen der Energie- und Wirtschaftskrise verschlechterte sich die öffentliche Stimmung gegenüber den ausländischen Arbeitnehmern und viele forderten eine Rückkehr der „Gastarbeiter“ (vgl. Payer 2004: 14). Der Journalist Hans Peter Martin ließ sich für die Recherchen seiner Aufdeckergeschichte unter dem Namen „Sklassen wie wir“ anonym als Hilfsarbeiter anstellen. Er berichtete von skandalösen Zuständen in einer Textilfabrik, wo Akkordarbeit, Nachtstress und Ignorierung des Arbeitsrechts dazugehörten (vgl. Payer 2004: 15). Das 1985 erschienene Buch „Ganz unten“ des deutschen investigativen Journalisten Günter Wallraff zählt zu den wichtigsten Werken des Enthüllungsjournalismus. Darin beschreibt er sein Leben in der Rolle des deutschen Gastarbeiters „Ali Levent Sigirlioğlu“ (vgl. www2). Wallraff schrieb in dem Vorwort seines Buches:

Sicher, ich war nicht wirklich ein Türke. Aber man muss sich verkleiden, um die Gesellschaft zu demaskieren, muss täuschen und sich verstellen, um die Wahrheit herauszufinden. Ich weiß immer noch nicht, wie ein Ausländer die täglichen Demütigungen, die Feindseligkeiten und den Hass verarbeitet. Aber ich weiß jetzt, was er zu ertragen hat und wie weit die Menschenverachtung in diesem Land gehen kann. Ein Stück Apartheid findet mitten unter uns statt – in unserer ‚Demokratie‘. Die Erlebnisse haben alle meine Erwartungen übertroffen. In negativer

¹ Der *Zuwanderer-Fonds* wurde im Jahr 1971 von der Stadt Wien und den Sozialpartnern gegründet, um Zuwander*innen schnell und unbürokratisch Wohnraum in Wien zur Verfügung zu stellen. Zudem wurden Beratungsstellen für Migrant*innen aus Jugoslawien und der Türkei eingerichtet. Hier konnten sie muttersprachliche Informationen zu arbeits- und sozialrechtlichen Fragen einholen, aber auch zu Fragen der Kreditvergabe und der Familienplanung.

Hinsicht. Ich habe mitten in der Bundesrepublik Zustände erlebt, wie sie eigentlich sonst nur in den Geschichtsbüchern über das 19. Jahrhundert beschrieben werden (www2).

In dem Buch werden katastrophale Arbeitsbedingungen, schlechte Entlohnung, aber auch der Rassismus gegenüber den ausländischen Arbeitern verdeutlicht. Wallraff gelang es, gelegentlich mit versteckter Kamera zu filmen, was er gesammelt in einem Dokumentarfilm 1986 präsentierte. „Ganz unten“ wurde in 38 Sprachen übersetzt und über fünf Millionen Mal verkauft (vgl. www2).



Ausländer, kräftig, sucht
Arbeit, egal was, auch
Schwerst - u. Drecksarb.,
auch für wenig Geld.
Angebote unter 358 458

Abbildung 1: Anzeige von Wallraff im März 1983 (www2)

1972 beauftragte der Arbeitskreis für ökonomische und soziale Studien das Institut für empirische Sozialforschung (IFES) mit der Durchführung einer Untersuchung über die Einstellung der Österreicher zu den „Gastarbeitern“ (vgl. Bacher 2011: 41):

Die Untersuchung zeigt, daß sich die Mehrheit der Österreicher mit der wachsenden Zahl der Gastarbeiter abfindet, wenn es den meisten auch lieber wäre, wenn man ohne Gastarbeiter das Auslangen finden würde. Man betrachtet die Gastarbeiter als eher minderwertige Arbeitskräfte, die einen selbst nicht bedrohen, mit denen man aber auch nicht allzu viel zu tun haben möchte (Gehmacher / Lamel 1972: 33, zit. nach Bacher 2011: 41).

90 % der Befragten vertraten die Ansicht, dass der Aufenthalt der ausländischen Arbeitskräfte nur vorübergehend sein sollte, 60 % denken, dass die „Gastarbeiter“ getrennt von Österreichern leben sollten, aber 52 %, dass die Kinder dennoch österreichische Schulen besuchen sollten (vgl. Bacher 2011: 41). Durch den Fall des „Eisernen Vorhangs“ (1989) und den Krieg in Jugoslawien kamen auch Zuwanderer aus den Staaten des ehemaligen Ostblocks und Flüchtlinge

sowie Asylanten aus Jugoslawien nach Österreich. Und immer mehr wurden aus den „Gastarbeitern“ „Ausländer“ (vgl. Payer 2004: 17).

Der FPÖ-Slogan im Wiener Wahlkampf 1991 „Wien darf nicht Chicago werden“ und das FPÖ-Volksbegehren 1993 „Österreich zuerst“ sowie die als Reaktion darauf initiierte Protestkundgebung des „Lichtermeeres“ am Wiener Heldenplatz markierten die Spitzen der politischen Auseinandersetzungen, an deren Ende rigorose Einwanderungsbeschränkungen und Quotenregelungen standen (Payer 2004: 18).

Um solche Konflikte zu schlichten, wurde 1992 der „Wiener Integrationsfonds“ gegründet, der seine Außenstellen in den Bezirken hat, die einen hohen Ausländeranteil aufwiesen. Das Ziel war es, eine Lösung für das gemeinsame Zusammenleben anzubieten, das in Form von Beratung und Förderung von Integrationsprojekten realisiert wurde (vgl. Payer 2004: 18).

2.2.5 Anwerbestopp

Aufgrund der schlechten Wirtschaftslage sowie der Ölkrise 1973/1974 wurde ein Anwerbestopp beschlossen. Die Anwerbestopps in den 1970er-Jahren gingen einseitig von den Zielländern aus und wurden teilweise schon vor der Ölkrise gefordert bzw. umgesetzt (vgl. Lorber 2017: 16). Es folgte ein Abbau der Zahl an „Gastarbeitern“, indem keine Beschäftigungsbewilligungen mehr ausgestellt wurden. In den Rezessionsjahren 1974/1975 wurden österreichweit rund 70.000 Arbeitsverträge nicht mehr verlängert (Studnitz 1976: 8, zit. nach Bacher 2011: 42). Das Ziel des Anwerbestopps war, sowohl die Zahl der ausländischen Arbeitskräfte zu reduzieren als auch die beschäftigten ausländischen Arbeitnehmer*innen zur Rückkehr in ihr jeweiliges Land zu bewegen. Doch der Anwerbestopp bewirkte nicht die erhoffte Reduzierung der „Gastarbeiter“, sondern führte zu einer Verzögerung des Einwanderungsprozesses. Da die Ausreise für die ausländischen Arbeitsmigrant*innen bedeutete, dass sie zum späteren Zeitpunkt nicht mehr nach Österreich einreisen konnten, entschieden sich viele zu bleiben und es folgte die Phase der Familienzusammenführung und der vermehrten Eheschließungen (vgl. Faßmann / Münz 1996: 22).

So sank die Zahl der in Österreich beschäftigten AusländerInnen von 1973 bis 1984 von 226.801 auf 138.710 Personen ab. Der Familiennachzug bewirkte, dass die Zahl der in Österreich lebenden AusländerInnen bei weitem nicht so stark sank wie die der ArbeitnehmerInnen. Der Familiennachzug wurde unter anderem auch von der großen Nachfrage nach weiblichen Arbeitskräften z.B. im Dienstleistungssektor gefördert (Bauböck 1996: 14, zit. nach Groll 2010: 22).

Die Zahl der ausländischen Arbeitskräfte blieb bis 1989 konstant und stieg dann besonders während der Kriege in Jugoslawien wieder an. 56 % der Flüchtlinge, die nach Österreich kamen, hatten bereits Verwandte hier. Der erneute Arbeitskräftemangel, der 1989 entstand, konnte mit den Zuwander*innen aus Jugoslawien und der Türkei gedeckt werden (vgl. Hahn 2007: 186)

Die Zahl der ausländischen Arbeitskräfte stieg von 167.381 im Jahr 1989 auf fast das Doppelte, nämlich auf 291.020, im Jahr 1994 (vgl. Faßmann / Münz 1995: 44).

Die Einführung des Fremden- und Aufenthaltsgesetzes am 1. 1. bzw. 1. 7. 1993 markierte das offizielle Ende des Gastarbeitersystems in Österreich und den Beginn einer neuen Einwanderungspolitik (vgl. Lorber 2014: 74). Ab dem Jahr 1995 durfte die Zahl der in Österreich beschäftigten Migrant*innen nicht mehr als zehn Prozent des österreichischen Arbeitskräftepotenzials ausmachen (vgl. Lorber 2014: 74).

2.2.6 Geteilte Geschichte. Viyana - Beč – Wien

Anlässlich der 50-Jahr-Jubiläen der Anwerbeabkommen zwischen Österreich und Jugoslawien bzw. der Türkei lancierte die Stadt Wien in Kooperation mit dem Wien Museum das Projekt „Migration Sammeln“. Der Fokus dieser Initiative lag auf dem Sammeln von alltagskulturellen Zeugnissen der Geschichte der Arbeitsmigration aus Jugoslawien und der Türkei. Auf Basis dieser Objekte und Materialien, die zwei Jahre gesammelt wurden, entstand die Ausstellung unter dem Namen „Geteilte Geschichte. Viyana – Beč – Wien“, die Einblicke in den Alltag der Menschen, sei es am Arbeitsplatz, in der Schule oder in der Freizeit, gewährte (vgl. www18: 1). Unter den 700 präsentierten Objekten befinden sich Arbeitskittel, eine Vielzahl an Formularen, Ausweisen und anderen Dokumenten, private Fotoalben, ein Kochtopf, Briefe, eine Thermoskanne, ein alter Kassettenrekorder und vieles mehr. Diese Selbstdokumentationen stellen eine wichtige Ergänzung zur Sammlungspolitik nationaler Archive und Museen dar, denn jahrzehntelang wurde dieses Thema kaum berücksichtigt. Die aufbewahrten Materialien zeigen die Geschichte aus der Perspektive von Migrant*innen und ermöglichen so eine Verschiebung des herkömmlichen, gewohnten Blicks (vgl. www18: 4). Die Ausstellung ist in neun Abschnitte gegliedert, die keine bestimmte Reihenfolge haben, man könnte aber mit dem Thema „**die Papiere**“ beginnen, das für die „Gastarbeiter“ besonders von Bedeutung war. Die Regulierung des Arbeitsmarktes schlug sich in einer Vielzahl von Formularen, Ausweisen und sonstigen Dokumenten nieder. Das Aufbewahren dieser Dokumente bis heute verweist auf deren große Bedeutung für das Leben der betroffenen Menschen (vgl. www18: 2). Ein weiterer

Themenbereich ist „**die Arbeit**“. Heute erinnern Arbeitsbestätigungen, private Fotografien und Gebrauchsgegenstände an den ersten Arbeitsplatz in Österreich. Es handelt sich bei diesen Objekten jedoch nicht immer um Zeugnisse von Erfolgsgeschichten, sie beinhalten auch Spuren struktureller Diskriminierung und Ausschlüsse. Die „Gastarbeiter“ hatten keinen gleichberechtigten Zugang zum österreichischen Arbeitsmarkt und konnten als temporäre Arbeitskräfte leicht ihre Arbeit verlieren (vgl. www18: 2). Ein besonders wichtiges Thema sind die „**Wohnverhältnisse**“, die alles andere als gut waren. Viele Migrant*innen erinnern sich mit Schauern und Missfallen an ihre Wiener Wohnverhältnisse in den Anfangsjahren. Substandardwohnungen mit Toilette und Wasser am Gang, überbelegte Mieten und fehlende Privatsphäre aufgrund von Überbelegung in Firmenquartieren sowie Diskriminierungen bei der Wohnungssuche sind einige der Beispiele, die genannt werden (vgl. www18: 2). Zahlreiche Fotografien, ein Hausmeisterdienstvertrag, ein Porzellanteller und sogar ein Campingkocher wurden zu diesem Thema ausgestellt.



Abbildung 2: Campingkocher der Marke Instafam Electronic, um 1983, Schenkung Enver Soner (www19)

„Etwas deutschsprachig, aber nicht Bedingung“ formulierte eine österreichische Firma in den 1960er-Jahren ihr Anforderungsprofil für ausländische Arbeitskräfte. „**Deutschkenntnisse**“ waren keine Voraussetzung, um in Österreich Arbeit zu finden. Jung, gesund und fleißig sollten die Arbeitskräfte sein. Es gab nur wenige Deutschkurse, man musste selbst Deutsch lernen. Sehr oft übernahmen die Kinder der MigrantInnen die Rolle der DolmetscherInnen und übersetzten bei Ämtern und Behörden für ihre Eltern. Nicht selten erlebten die Kinder aufgrund

mangelnder Deutschkenntnisse auch selbst Diskriminierung, wie etwa Zuweisung in eine Sonderschule (vgl. www18: 3). Weitere Themen sind „*der Treffpunkt*“ und „*Orte des Zusammenhalts*“. „Nabelschnur zur Heimat“ lautet eine häufig genutzte Metapher, um die soziale Bedeutung des Wiener Südbahnhofs als Treffpunkt für MigrantInnen aus Jugoslawien und der Türkei zu beschreiben. Hier wurden Informationen eingeholt und ausgetauscht sowie Pakete und Briefe für die Familie und für FreundInnen an Abfahrende zur persönlichen Überbringung im Herkunftsland überreicht. Ab den 1970er Jahren gründeten die MigrantInnen Arbeiterclubs bzw. Vereine für kulturelle und sportliche Aktivitäten (vgl. www18: 3).



Abbildung 3: Fotoserie „Gastarbeiter am Südbahnhof“ von Robert Komarek, 1973 (www19)

Der Themenbereich „**Bewegte Zugehörigkeit**“ wird noch heutzutage skeptisch angesehen und oft als „Integrationsverweigerung“ oder „Parallelgesellschaft“ ausgelegt, Ausdrücke, die Migrant*innen eine fehlende Anpassung an die österreichische Gesellschaft zuschreiben. Dabei wird außer Acht gelassen, dass Zugehörigkeiten nicht nur prinzipiell vielfältig sind, sondern sich auch verändern. Von Beginn an versuchten die „Gastarbeiter“ den Kontakt zu ihren Herkunftsorten zu bewahren. Neben Reisen wurde das Zugehörigkeitsgefühl durch die Pflege kultureller Praktiken und das Feiern nationaler Feste, durch Musik- und Medienkonsum sowie den Austausch von Gütern aufrechterhalten (vgl. www18: 3).



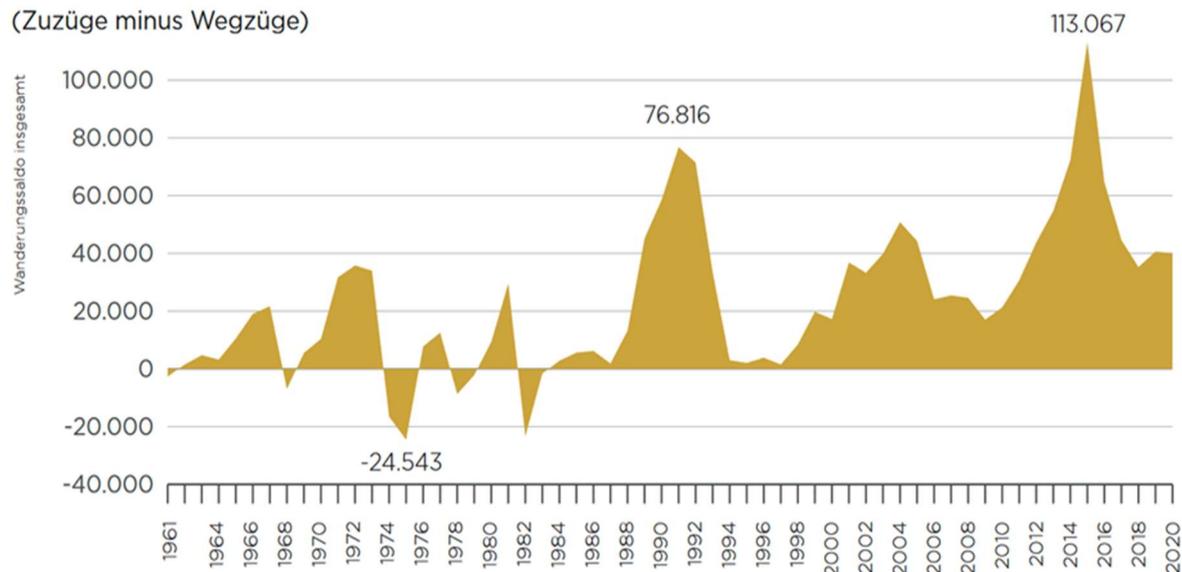
Abbildung 4: Riess-Kochtopf 1973/2015, Schenkung Vasilija Stegic (www19)

Durch unzählige Fotografien, Dokumente, Publikationen und Ausstellungen von Migrant*innen sollte die „**eigene Geschichte**“, die ein Kampf um Gleichberechtigung in der Gesellschaft war, erzählt werden. Die privaten Bilderwelten ermöglichen einen Einblick darin, wie Migrant*innen sich selbst und ihr Alltagsleben repräsentiert sehen wollten (vgl. www18: 4). Mit der Ausstellung wollte man auf die Bedeutung der Zuwanderung aufmerksam machen und einen wichtigen Teil der österreichischen Nachkriegsgeschichte dokumentieren.

2.3 Zuwanderung ausländischer Migrant*innen

Österreich erlebt seit dem Ende des zweiten Weltkrieges einen stetigen Anstieg der Bevölkerung. Die Einwohnerzahl in Österreich ist seit dem Beginn der 1960er-Jahren um rund 1.379.800 durch Zuwanderungen gewachsen. In den Jahren von 1961 bis 2020 gab es bei den ausländischen Staatsangehörigen etwa 1,553 Millionen Zuzüge aus dem Ausland mehr als Wegzüge in das Ausland. Im gleichen Zeitraum kam es bei den österreichischen Staatsangehörigen hingegen zu einem Wanderungsverlust von rund 349.400 Personen (vgl. www13: 26).

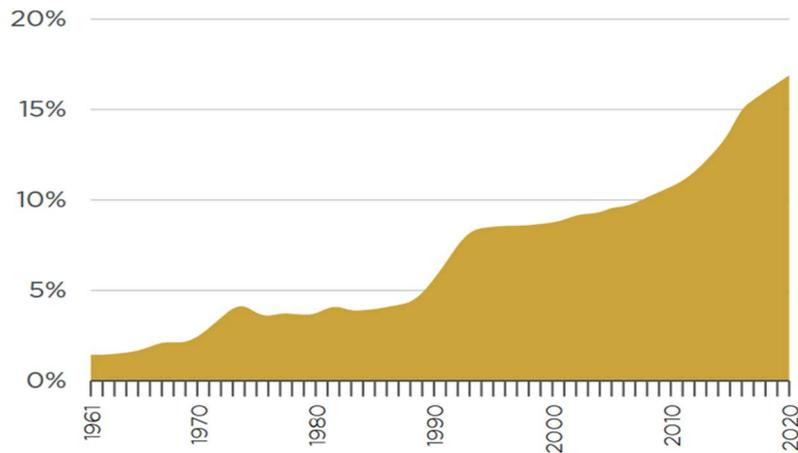
Wanderungssaldo Österreich 1961 - 2020
(Zuzüge minus Wegzüge)



Q: STATISTIK AUSTRIA, Bevölkerungsfortschreibung, Wanderungsstatistik.

Abbildung 5: Wanderungssaldo Österreichs 1961-2020 (www13: 27)

Laut dem Österreichischen Integrationsfonds lebten 2020 rund 2,14 Millionen Menschen mit Migrationshintergrund in Österreich, was 24,4 % der Gesamtbevölkerung entspricht. Somit stieg seit 2020 der Anteil der Bevölkerung mit Migrationshintergrund um 5,9 % (vgl. www13). Vor der gezielten Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei lebten 100.000 Menschen mit ausländischer Staatsangehörigkeit in Österreich, was 1,4 % der Gesamtbevölkerung betrug. Danach erhöhte sich die Anzahl ausländischer Staatsangehöriger und erreichte im Jahr 1974 mit rund 311.700 einen vorläufigen Höhepunkt (vgl. www16).



Q: STATISTIK AUSTRIA, Statistik des Bevölkerungsstandes (Bevölkerung im Jahresdurchschnitt).

Abbildung 6: Entwicklung des Ausländeranteils in Österreich 1961-2021 (www13: 27)

In der Expansionsphase der Ausländerbeschäftigung war die Anzahl der jugoslawischen Arbeitskräfte am stärksten vertreten. Im Jahre 1964 erhöhte sich die Zahl der Jugoslawen von 9 800, was 37,5 % aller ausländischen Arbeitskräfte ausmachte, auf 178 100 (78,5 % aller ausländischen Beschäftigten). Die Zahl der türkischen Beschäftigten stieg auch an, aber nicht in diesem Ausmaß. 1964 waren 14,5 % aller ausländischen Arbeitskräfte Türken. Dieser Anteil ging jedoch 1973 auf 11,8 % zurück. Zu Beginn kamen aus der Türkei ausschließlich männliche Arbeitskräfte. Die Beschäftigung der türkischen Frauen gewann erst ab 1969 an Bedeutung (21,4 %), während jugoslawische Frauen seit Beginn der Wanderung stark vertreten waren (1964 waren es 26 %, 1973 sogar 32,6 %) (vgl. www12: 651). Während die Anzahl der jugoslawischen Arbeitnehmer in den Zeiten der Rezession 1974/1975 bis 1983 stark sank, verringerte sich die Zahl der Beschäftigten aus der Türkei kaum (vgl. www12: 651).

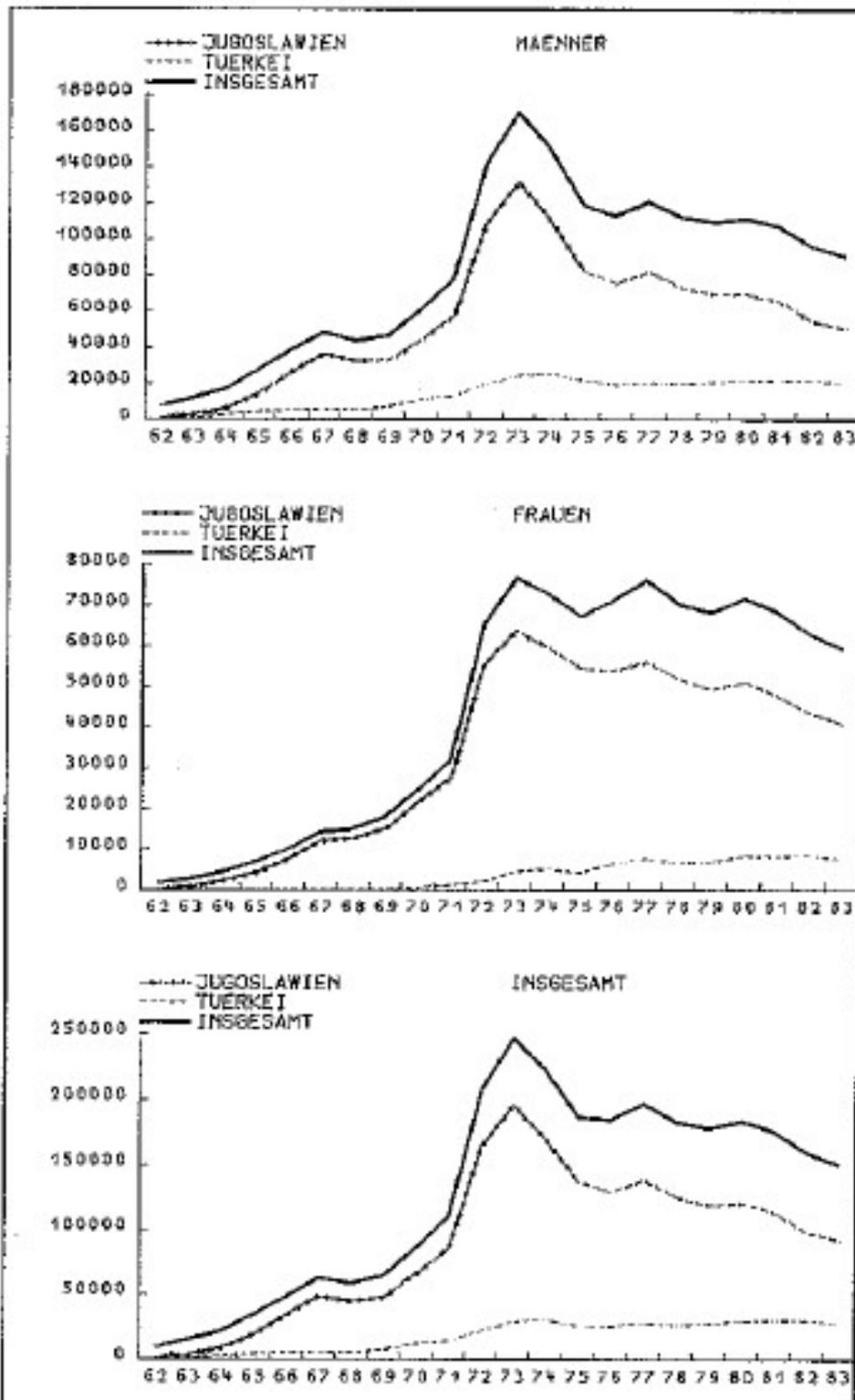


Abbildung 7: Ausländische Arbeitskräfte nach Ausland und Geschlecht (www12: 651)

Bis Ende der 1980er-Jahre blieb die Zahl der ausländischen Bevölkerung in Österreich konstant. Erst Anfang der 1990er-Jahre kam es erneut zu einem Anstieg der ausländischen

Zuwanderer (über 8 %). Nach einer kurzen Stagnation nimmt seit 2000 die Anzahl ausländischer Staatsangehöriger in Österreich zu, wobei zu Jahresbeginn 2008 erstmals die 10-%-Schwelle des Ausländeranteils überschritten wurde (vgl. www16). Seit 2010 kommt es aufgrund verstärkter Zuwanderung aus den Staaten der Europäischen Union, aber auch durch die Flüchtlingszuwanderung zum erneuten Anstieg der ausländischen Bevölkerung. Am 1. Jänner 2021 wurden 1, 531 Millionen Menschen mit ausländischer Staatsangehörigkeit in Österreich verzeichnet, was 17, 1 % der Gesamtbevölkerung ausmacht (vgl. www13: 26).

2.4 Mehrsprachigkeit

Das Thema Mehrsprachigkeit rückte im letzten Jahrzehnt nicht nur gesellschaftlich-politisch, sondern auch wissenschaftlich verstärkt in den Mittelpunkt. Heute ist die Mehrsprachigkeit infolge der Globalisierung, Mobilität und Migration zu einem Alltagsphänomen geworden (vgl. Busch 2021: 9).

Es gibt unzählige Definitionen von Mehrsprachigkeit. Laut Feld-Knapp (2014) bezeichnet der Begriff der Mehrsprachigkeit „einen Umstand, in dem den Sprachverwendern für ihre sprachlichen Handlungen nicht nur eine Sprache zur Verfügung steht, sondern in dem sie gleichzeitig mehrere Sprachen haben, die für kommunikative Zwecke aktiviert und eingesetzt werden können“ (Feld-Knapp 2014: 379).

Bis zum 19. Jahrhundert war die Mehrsprachigkeit in Europa eine „Normalität“. Mit der Entstehung der ersten Nationalstaaten im 18. und 19. Jahrhundert kam es zu dem Bestreben, dass jeder Staat eine eigene Sprache haben sollte, wodurch es zu einer Vernachlässigung der sprachlichen und kulturellen Vielfalt kam. Mit dem De-facto-Verschwinden der politischen Grenzen am Ende des 20. Jahrhunderts nahm das Interesse an Mehrsprachigkeit in Europa wieder zu (vgl. Feld-Knapp 2014: 379–380).

Laut Feld-Knapp (2014) kann die Mehrsprachigkeit im engen und weiten Sinne des Wortes verstanden werden. Im weiten Sinne gilt jeder als mehrsprachig, da alle Menschen in der Lage sind, die Sprache in verschiedenen Kontexten einzusetzen. Unter der Mehrsprachigkeit im engeren Sinn wird neben der Erstsprache (L1) das Beherrschen einer weiteren Sprache (L2, L3, L4) verstanden. Dabei ist mit der Erstsprache die „Muttersprache“ gemeint, die in einer natürlichen Umgebung erlernt wird, während das Erlernen weiterer Sprachen im Rahmen des Fremdsprachenunterrichts stattfindet (vgl. Feld-Knapp 2014: 379).

Jung / Günther (2016) definieren einen Menschen als mehrsprachig, wenn er zwei oder mehr Sprachen aktiv in der täglichen sprachlichen Kommunikation einsetzt und dabei in der Lage ist, ohne Probleme von einer in die andere Sprache zu switchen. Untersuchungen haben gezeigt, dass das frühkindliche Erlernen weiterer Sprachen für durchschnittlich körperlich und geistig entwickelte Kinder keine Überlastung darstellt, wenn die optimalen Voraussetzungen gegeben sind (vgl. Jung / Günther 2016: 59).

In vielen grenznahen Wohngebieten ist die Mehrsprachigkeit eine Selbstverständlichkeit. „So sprechen z.B. 60 Prozent der Dänen eine Fremdsprache und in den Niederlanden sind es sogar 72 Prozent der Bevölkerung. Zwei Fremdsprachen und mehr sprechen 22 Prozent der Dänen und 44 Prozent der Niederländer“ (Finkenstaedt / Schröder 1990: 18, zit. nach Jung / Günther 2016: 59).

Riehl ist der Meinung, dass sich Mehrsprachigkeit insbesondere auch auf den individuellen Sprachgebrauch des Menschen bezieht:

Der Begriff ‚Mehrsprachigkeit‘ bezeichnet verschiedene Formen von gesellschaftlich oder institutionell bedingtem und individuellem Gebrauch von mehr als einer Sprache. Er beschreibt Sprachkompetenzen von Einzelnen wie Gruppen und verschiedene Situationen, in denen mehrere Sprachen in Kontakt miteinander kommen oder in einer Konversation beteiligt sind. Diese verschiedenen Sprachen schließen nicht nur offizielle Nationalsprachen mit ein, sondern auch Regional-, Minderheiten- und Gebärdensprachen und sogar Sprachvarietäten wie Dialekte (Riehl 2014: 9).

Der Mensch ist laut dieser Definition im Stande, zwischen den im Laufe des Lebens erlernten Sprachen bzw. Sprachvarietäten ohne Probleme zu wechseln (vgl. Riehl 2014: 14). Riehl unterscheidet zwei Arten von Mehrsprachigkeit: die „äußere“ und die „innere Mehrsprachigkeit“. Unter „äußerer Mehrsprachigkeit“ versteht man das kommunikative Schöpfen aus dem sprachlichen Repertoire von mindestens zwei Einzel- bzw. Standardsprachen, während die „innere Mehrsprachigkeit“ das Beherrschen von verschiedenen Varietäten einer Sprache, wie Dialekte oder Soziolekte, meint. Sowohl Dialekte als auch Soziolekte werden nach Riehl als Varietäten einer Sprache definiert. Während Dialekte sich auf eine Region oder ein Gebiet beziehen, verweisen Soziolekte auf eine bestimmte Gruppe von Personen (vgl. Riehl 2014: 16). In Zusammenhang mit der „inneren Mehrsprachigkeit“ ist Busch (vgl. 2012: 7) zu erwähnen, die die Auffassung vertritt, dass jeder Mensch mehrsprachig ist. Sie führt das Beispiel einer Studentin an, die einen Schulwechsel vom Dorf in die Landeshauptstadt vornimmt und dabei zum ersten Mal aufgrund unterschiedlicher Sprecharten eine Nichtzugehörigkeit und Unsicherheit fühlt. In

den meisten Fällen macht man eine solche Fremdheitserfahrung bereits im Kindergarten oder in der Schule. In diesem Moment wird man sich über das eigene kommunikative Repertoire bewusst (vgl. Busch 2012: 6–7). Auf das Thema *Sprachrepertoire* wird im Kapitel 2.6 näher eingegangen. Demnach wäre nur derjenige einsprachig, der nie die Situation des nicht Dazu-Gehörens erlebt hat (vgl. Busch 2012: 7).

2.4.1 Erstsprache

In der Sprachforschung versteht man unter Erstsprache prinzipiell die „Muttersprache“, wobei es nicht die Sprache der Mutter sein muss, sondern eine Sprache, die in einer natürlichen Umgebung erworben wird (vgl. Apeltauer 1997: 10).

Der Begriff Muttersprache wird allzu oft missverständlich interpretiert, denn damit kann sowohl die Sprache des Vaters oder einer anderen Bezugsperson gemeint sein als auch die Sprache, mit der das Kind heranwächst und die es auf natürliche Weise erwirbt. Aufgrund dessen bevorzugt Krumm (2021) den Begriff *Nähesprache* oder *Familiensprache*: „Damit sind diejenigen Sprachen gemeint, die im Leben der Kinder eine wichtige Rolle spielen, weil sie sie in ihrem Lebensumfeld gebrauchen, weil sie sich in dieser Sprache oder in diesen Sprachen sicher und zuhause fühlen“ (Krumm 2021: 41).

Laut Jung / Günther ist die „Erstsprache die erste Sprache, die ein Mensch erwirbt“ (Jung / Günther 2016: 56). Dabei unterscheiden Kielhöfer / Jonekeit (1983:13) zwischen der starken und der schwachen Sprache. Gewöhnlich handelt es sich bei der Erstsprache um die starke Sprache eines Menschen, wobei das nicht zwingend die zuerst erworbene Sprache betreffen muss. Vielmehr sind die Lebensumstände, unter denen ein Kind aufwächst, entscheidend für diese Klassifizierung. Die Sozialisierungsbedingungen eines Menschen können sich durch verschiedene Faktoren verändern, so dass die zuerst erworbene Sprache in Vergessenheit gerät und nicht mehr verwendet wird (vgl. Jung / Günther 2016: 56).

2.4.2 Zweitsprache

„Unter Zweitsprache verstehen wir jede Sprache, die nach der Erstsprache erlernt wird“ (Jung / Günther 2016: 57). Da die Begriffe Zweitsprache und Fremdsprache oft als Synonyme verwendet werden, ist es wichtig, diese Begriffe voneinander zu trennen. Unter Zweitsprache wird eine Alternativsprache verstanden, die nach dem Erstspracherwerb gelernt und zum Überleben in einer neuen Gesellschaft unerlässlich ist. Sie dient dem Menschen hauptsächlich als

Kommunikationsmittel im alltäglichen Leben. Im Gegensatz zu der Fremdsprache, die meistens nur als ein Mittel zur beruflichen Verständigung und Karriere dient, spielt die Zweitsprache eine zentrale Rolle im Leben des Menschen, da sie der Bewältigung von Alltagssituationen dient (vgl. Jung / Günther 2016: 57–58).

Auch Edmondson / House (2011) definieren Zweit- und Fremdsprache ähnlich: Um eine Zweitsprache handelt es sich dann, wenn das Erlernen der Sprache für das Leben (und Überleben) in einer Gesellschaft unabkömmlich ist, während es sich beispielsweise beim Erlernen von Englisch, Französisch oder Spanisch an einer deutschen Universität um Fremdsprachenunterricht handelt (vgl. Edmondson / House 2011: 9).

Nach De Chilla (2012) erfolgt der Zweitspracherwerb in der Regel nicht synchron mit dem Erstspracherwerb. Da eine zeitliche Trennung zwischen den zwei Sprachen vorhanden ist, verfügt der Mensch beim Erwerb einer zweiten Sprache, im Gegensatz zum Neugeborenen, über bestimmte sprachliche Voraussetzungen. Ebenso kann das Aneignen der zweiten Sprache in bestimmten Fällen als ein gesteuerter und bewusster Prozess angesehen werden (vgl. De Cillia 2012: 2). Beim Zweitspracherwerb wird zwischen dem ungesteuerten Zweitspracherwerb, also dem Spracherwerb im Rahmen der kindlichen Sozialisation, und dem unterrichtsgesteuertem Fremdspracherwerb, d. h. dem Erlernen einer Fremdsprache im Unterricht, unterschieden (vgl. Jung / Günther 2016: 142). Auch Klein (1984) unterscheidet beim Zweitspracherwerb zwischen dem gesteuerten und ungesteuertem Zweitspracherwerb. Um den ungesteuerten Zweitspracherwerb handelt es sich, wenn die Zweitsprache in der alltäglichen Kommunikation ohne systematische intentionelle Versuche erworben wird. In diesem Zusammenhang spricht Klein (1984) von mehreren Arten des ungesteuerten Zweitspracherwerbs, wie beispielsweise vom Zweitspracherwerb des Gastarbeiters oder dem Erwerb einer unerforschten Sprache durch einen Sprachwissenschaftler (vgl. Klein 1984: 28). Beim gesteuerten Zweitspracherwerb trennt Klein die Begriffe Fremdsprache und Zweitsprache voneinander. Er kommt zu der Meinung, dass der Erwerb der Zweitsprache in einer sozialen Umgebung vollzogen wird, während die Fremdsprache im Unterricht erworben und nicht für die alltägliche Kommunikation verwendet wird (vgl. Jung / Günther 2016: 142).

Dirim (2015) betont, dass der Terminus „Deutsch als Zweitsprache“ negativ und ausgrenzend wirkt, denn die Personen, die Deutsch als Zweitsprache erlernen wollen, werden nicht „wirkliches Deutsch“ sprechen und nie eine Chance erhalten, in die Sprechergemeinschaft der Deutschsprachigen „vollwertig“ aufgenommen zu werden (vgl. Dirim 2015: 32–33).

Der ungesteuerte Spracherwerb, der infolge wirtschaftlicher, beruflicher und politischer Migration entsteht, wurde lange Zeit als etwas Negatives angesehen. Die auf diese Weise erworbene Sprache wird selbst nach Jahren noch von vielen grammatischen „Fehlern“, „unvollständigen“ und „falschen“ Wörtern und einer von der Zielsprache abweichenden Aussprache geprägt. Infolgedessen haben viele Migrantinnen und Migranten schlechtere Chancen sich am gesellschaftlichen und schulischen Leben zu beteiligen und in der Arbeitswelt Fuß zu fassen (vgl. Roche 2020: 123).

2.4.3 Spracherwerb

Spracherwerb ist ein komplexer Vorgang, den Klann-Delius in einer ausführlichen Definition versucht zu erklären:

Eine Sprache zu erwerben ist eine komplexe Aufgabe. Sie schließt ein, Sprachlaute und Wörter zu lernen, die Regeln ihrer Kombination zu wohlgeformten, sinnvollen Sätzen zu erwerben und Sätze den Gepflogenheiten einer Kultur entsprechend verwenden zu lernen. Spracherwerb besteht aber nicht nur im Erlernen der Regeln der jeweiligen Muttersprache, Spracherwerb bedeutet auch zu lernen, wie mit Sprache eigene Gedanken und Gefühle ausgedrückt, wie Handlungen vollzogen und von anderen verstanden werden können. Hierbei sind auch nonverbale Signale wie Mimik und Gestik bedeutsam (Klann-Delius 2016: 21).

Laut Jung / Günther (2016) verdeutlicht der Begriff Spracherwerb die aktive Komponente des Geschehens und weist darauf hin, dass der Mensch auf natürliche Weise in die Sprache hineinwächst. Es handelt sich dabei um kein bewusstes, sondern ein unbeabsichtigtes Aneignen der Sprache (vgl. Jung / Günther 2016: 89).

Krashen (1981) vertritt eine ähnliche Meinung, indem er den Spracherwerb als das Aneignen der Sprache in einer natürlichen Umgebung sieht (vgl. Krashen 1981: 1). In seiner Monitor-Theorie untersucht er die unterschiedlichen Formen des Zweitspracherwerbs bei Erwachsenen und erläutert das Verhältnis zwischen gesteuertem und ungesteuertem Zweitspracherwerb. Seiner Meinung nach können Erwachsene die Sprache bewusst (second language learning) und unbewusst (second language acquisition) erwerben. Die wichtigste Rolle spielt dabei das Erwerbsphänomen (vgl. Merten 1995: 99–100).

Spracherwerb geschieht seiner Ansicht nach unbewusst und implizit und ist das Hauptkennzeichen des natürlichen ungesteuerten Sprachenkönnens, dem *knowledge of language*. Sprachenlernen hingegen sieht er als bewussten, expliziten, überwachten und gesteuerten Vorgang, bei dem

nicht die Sprache an sich, sondern nur ein Wissen über Sprachen, das *knowledge about language* aufgebaut wird (Cathomas /Carigiet 2005: 15, zit. nach Krashen, 1981, 1985).

Klein (2000) führt sechs Faktoren an, die den Spracherwerb beeinflussen. Zuerst muss der Mensch über ein **Sprachvermögen** verfügen, welches der Ausgangspunkt ist, eine Sprache zu erwerben. Zu den wichtigsten Faktoren für einen erfolgreichen Spracherwerbsprozess zählen neben dem Sprachvermögen noch der **Antrieb**, also ein besonderer Grund für das Lernen einer Sprache, und der **Zugang**. Da jeder Mensch seine eigenen Bedürfnisse hat, können die Gründe sehr unterschiedlich sein (vgl. Klein 2000: 11). Der Prozess des Spracherwerbs erstreckt sich über Jahre: „Sein **Verlauf** ist dabei durch eine bestimmte Struktur gekennzeichnet, d.h. der Lerner eignet sich die vielen phonologischen, syntaktischen, lexikalischen und auch pragmatischen Charakteristika der Sprache, zu der er Zugang hat, in einer bestimmten Reihenfolge an“ (Klein 2000: 11).

Ganz abgesehen von der Struktur des Verlaufs, schreitet der Spracherwerb unterschiedlich schnell voran, d. h. jeder Erwerb hat sein eigenes **Tempo**. Wenn der Prozess sich dem Ende neigt und es keinen Fortschritt mehr gibt, ist der **Endzustand** erreicht (vgl. Klein 2000: 11).

Jung / Günther stellen vier Entwürfe des Spracherwerbs vor. Die älteste Theorie ist der zu Beginn des 20. Jahrhunderts begründete Behaviorismus. Die behavioristische Lerntheorie geht davon aus, dass das Erlernen der menschlichen Sprache mit allen anderen Verhaltensweisen des Kindes gleichzusetzen ist. In Zusammenhang mit diesem imitationsorientierten Ansatz ist der Behaviorist Skinner (1957) der Meinung, dass die Kinder die Sprache der Erwachsenen nachahmen und nur dann motiviert sind zu lernen, wenn sie eine Belohnung dafür erhalten und sie die Sprache zu einem Erfolg bringt (vgl. Jung / Günther 2016: 89–90).

Der Nativismus hingegen geht davon aus, dass Sprache eine angeborene Fähigkeit des Menschen ist. Der Nativist Chomsky (1958) ist der Auffassung, dass der Spracherwerb einen Reifungsprozess darstellt, der festgelegten Regeln folgt und die menschliche Sprache dabei genetisch prädisponiert ist (vgl. Jung / Günther 2016: 90).

Der Entwicklungspsychologe Jean Piaget vertritt die Position, dass die sprachliche Entwicklung des Kindes mit der kognitiven Entwicklung verknüpft ist. Die Kognitivisten weisen darauf hin, dass sich die kognitive Entwicklung des Kindes im Spracherwerbsprozess niederschlägt und betonen dabei die wechselseitige Verbindung von Sprache und Denken. Demzufolge stellt das Kind ein intelligentes Wesen mit konstruktiven Vorgehensweisen dar (vgl. Jung / Günther 2016: 90–91).

Die Interaktionisten gehen davon aus, dass die vorsprachlichen Interaktionen des Babys mit seiner Mutter entscheidend für die Sprachentwicklung sind. Dieser Theorie zufolge spielen Emotionen beim Erwerb der Erstsprache bei beiden Seiten eine große Rolle. Die Sprache stellt hier ein Mittel zur Herstellung sozialer Kontakte dar, wobei der Spracherwerb in der Verantwortung der Eltern liegt. Nach dem interaktionistischen Ansatz ist der Spracherwerb weder eine angeborene Fähigkeit noch ein Ergebnis der Nachahmung, sondern eine regelrechte Aushandlung zwischen dem Kind und der Eltern (vgl. Jung / Günther 2016: 91–92).

2.5 Spracherleben

Das Konzept des Spracherlebens wurde von Brigitta Busch entwickelt. Sie ist der Auffassung, dass es beim Spracherleben um die Selbstwahrnehmung und Bewertung der eigenen Sprachlichkeit geht (vgl. Busch 2021: 21). „Spracherleben ist nicht neutral, es ist mit emotionalen Erfahrungen verbunden, ob man sich in einer Sprache bzw. im Sprechen wohlfühlt oder nicht“ (Busch 2021: 21). Busch stellt fest, dass trotz des individuellen Charakters des Spracherlebens grundlegende Achsen desselben in Sprachbiographien auftauchen:

- Selbstwahrnehmung und Fremdwahrnehmung: Hier stellt sich die Frage nach der Selbstwahrnehmung und der Wahrnehmung der anderen in Hinblick auf die eigene Sprache und deren Gebrauch. Durch den Versuch, sich einer Gruppe anzunähern, kann man sich selbst als fremd identifizieren.
- Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit: Aufgrund der Sprache fühlt man sich einer bestimmten Gruppe zugehörig oder nicht. Das Gefühl der Zugehörigkeit kann auch entstehen, wenn man von anderen anhand seiner Sprachlichkeit einer Gruppe zugeordnet wird.
- Sprachliche Macht oder Ohnmacht: Machtgefälle und sprachliche Hierarchisierung führen zur sprachlichen Unsicherheit oder zum Verstummen. Das Verstummen kommt als Folge von Zwang oder als Signalisierung von Gegenmacht vor (vgl. Busch 2021: 21–22).

2.6 Sprachrepertoire

Das Konzept des sprachlichen Repertoires ist auf den Anthropologen und Linguisten John Gumperz (1960, 1964) zurückzuführen (vgl. Busch 2012: 12). Er untersuchte die

Sprachgemeinschaften dörflicher Gemeinden in Indien (Khalapur) und Norwegen (Hemnesberget), welche durch wiederholte und regelmäßige Interaktionen entstanden waren (vgl. Gumperz 1964: 137). In den Mittelpunkt seiner Untersuchung stellt er das Verhältnis zwischen linguistischer Variabilität und sozialen Gruppen (vgl. Knoblauch 1991: 450). Laut Gumperz (1964) sind die Sprecher*innen im Stande, aus dem Sprachrepertoire adäquate sprachliche Formen zu wählen (vgl. Gumperz 1964: 137–138). “The verbal repertoire then contains all the accepted ways of formulating messages. It provides the weapons of everyday communication. Speakers choose among this arsenal in accordance with the meanings they wish to convey” (Gumperz 1964: 137–138).

Das Repertoire ist als ein Ganzes zu verstehen, das eine Vielfalt unterschiedlicher sprachlicher Mittel, wie Einzelsprachen, Dialekte, Stile, Register, Codes und Routinen beinhaltet, die den Sprecher*innen einer Sprechgemeinschaft zur Verfügung steht, um bestimmte Bedeutungen zu vermitteln (vgl. Busch 2021: 23). Nach Gumperz (1964: 138) ist die Wahl der zur Verfügung stehenden sprachlichen Mittel nur beschränkt möglich, da sie sowohl grammatischen als auch sozialen Zwängen unterworfen ist (vgl. Busch 2021: 23). „The power of selection is therefore limited by commonly agreed-on conventions which serve to categorize speech forms as informal, technical, vulgar, literary, humorous, etc” (Gumperz 1964: 138).

Die Einführung des Repertoirekonzepts ermöglicht einen Perspektivenwechsel, der Sprachen nicht mehr als geschlossene und voneinander klar getrennte Einheiten sieht. Aufgrund dessen wird heutzutage das Repertoirekonzept häufig bei der Analyse sprachlicher Praktiken wie *language crossing* oder *translanguaging* verwendet (vgl. Busch 2021: 24). Der Soziolinguist Jan Blommaert (2008) stellt das lebenswegbedingte sprachliche Repertoire in den Mittelpunkt seines Artikels. Am Beispiel eines Flüchtlings aus Ruanda zeigt Blommaert, dass nicht der Geburtsort für das Repertoire entscheidend ist, sondern der Lebensweg (vgl. Busch 2021: 24). “The fact is, however, that someone’s linguistic repertoire reflects a life, and not just birth, and it is a life that is lived in a real sociocultural, historical and political space“ (Blommaert 2008: 17). Gumperz’ Konzeption des sprachlichen Repertoires fokussiert sich auf die Beobachtung des sprachlichen Verhaltens. Im Mittelpunkt stehen dabei Regeln und Konventionen kommunikativer Interaktion, welche erlernt, befolgt und manchmal auch durchbrochen werden (vgl. Busch 2021: 25). Nach Busch muss in den Repertoire-Begriff das sprechende und erlebende Subjekt, d. h. das Spracherleben, einbezogen werden, weshalb sie auf die folgenden Dimensionen eingeht: die leibliche Dimension, die emotionale Dimension und die historisch-politische Dimension (vgl. Busch 2021: 25).

2.7 Die leibliche Dimension

Um das Spracherleben genauer in den Blick nehmen zu können, muss ein Wechsel von der Perspektive der dritten Person zur Subjektperspektive vollzogen werden. Diese Auffassung folgt grundlegend der von Edmund Husserl begründeten Phänomenologie, auf die sich auch der französische Philosoph Maurice Merleau-Ponty beruft (vgl. Busch 2021: 25). Phänomenolog*innen beziehen sich auf die Wahrnehmungsperspektive von Menschen sowie auf die ihnen vor diesem Hintergrund präsentierten Fakten. Dementsprechend bilden die Wahrnehmungs- und Alltagserfahrungen jedes Einzelnen die Grundlage für die phänomenologischen Betrachtungen (vgl. Kröll 2009: 44). Darauf aufbauend setzt sich Merleau-Ponty in seinem Hauptwerk *Phänomenologie der Wahrnehmung* (1945) mit der Wahrnehmung und dem Leib auseinander. In seiner Untersuchung versucht er die Beziehung zwischen Subjekt, Körper und Geist zu berücksichtigen. Er unterscheidet zwischen dem Körper als Objekt, das beobachtbar und messbar ist, und dem Leib als Subjekt der Empfindung, Erfahrung, Aktion und Interaktion. Die Ambiguität des Leib-Körpers als ein zugleich Beobachtender und Beobachteter, als ein Berührender und Berührter zeigt er am Beispiel des Phänomens der Berührung zweier Hände (vgl. Busch 2021: 25). Im Fall, dass die linke Hand die rechte ertastet oder umgekehrt, kann immer nur eine Hand den aktiven Teil und die anderen den passiven Teil dabei übernehmen. Die berührende Hand ist in diesem Fall das Subjekt und die berührte Hand das Objekt. An diesem Beispiel wird deutlich, dass das Subjekt und Objekt miteinander verbunden sind und durch unseren Körper zusammengeschweißt (vgl. Vogelsang 2014: 120–121). Laut Merleau-Ponty ist die Bewegung des Körpers die Grundlage für die Fähigkeit, sich auf die Welt einzulassen. Es ist möglich, die Bewegung und das Greifen nach der anderen Hand zu erlernen, ohne die Anzahl der Punkte, die eine Hand dabei durchläuft, in einem Raum-Zeit-Diagramm zu berechnen (vgl. Busch 2021: 25–26). Laut Merleau-Pontys Diskurs ist Sprache ein körperliches Phänomen, indem er, wie in allen seinen Schriften, rationale und empirische Konzepte ablehnt, die die Tatsache ignorieren, dass Worte selbst Sinn tragen, wir in ihnen denken und in ihnen kommunizieren (vgl. Waldenfels 1980: 149). „Sprache ist in der leiblich-emotionalen Gestik verankert, sie ist Teil der Intersubjektivität, also der Projektion von einem Ich zu einem Du, und gehört damit zu dem Bereich, den Merleau-Ponty als den der Zwischenleiblichkeit bezeichnet“ (Busch 2021: 26).

2.8 Die emotionale Dimension

Emotionen stellen permanent verankerte, interne Kenntniszustände im menschlichen Organismus und der Persönlichkeitsstruktur dar, die repräsentationale und prozedurale Aspekte involvieren und die als Bewertungsinstanzen sowohl auf die eigene Ich-Befindlichkeit als auch auf externe Befindlichkeit im Gesamtkomplex menschlichen Lebens und Erlebens bezogen sind. Emotionale Zustände sind mehrdimensional verankert und können regulativ bewusst oder unbewusst auf den Menschen einwirken (Schwarz-Friesel 2007: 72).

Die Sprache ist nicht nur beim Sprechen über Emotionen bedeutend, sondern es werden beim Sprechen auch verschiedene Emotionen hervorgerufen bzw. indiziert. Wie Elinor Ochs und Bambi Schieffelin (1989) unter dem Titel „Language has a heart“ anführen, können diese emotionalen Prozesse auf allen Ebenen der Sprachproduktion und -rezeption stattfinden. Beispielsweise können sie auf der phonetisch-phonologischen Ebene durch Vokaldehnung oder durch die Verwendung von Lautmalereien, auf der morphologischen Ebene durch Verstärkungs- oder Diminutivaffixe, auf der lexikalisch-semantischen Ebene durch Metaphern, auf der syntaktischen Ebene durch Exklamationen oder auf der pragmatischen Ebene durch soziolektale Einsprengsel, Ironie und ähnliche Mittel wirksam werden. (vgl. Busch 2012: 25). Ebenso kann man erkennen, dass bei Angst sowohl der Atmungsrhythmus und Herzschlag unregelmäßig und erhöht sind als auch, dass sich Stimmintensität, Tonhöhe, Stimmrhythmus und Intonation ändern (vgl. Busch 2012: 26). In den letzten Jahren ist das Interesse am Erforschen der Emotionen in der Sprache geweckt worden. Die deutsche Kognitionswissenschaftlerin Monika Schwarz-Friesel (2007) setzt sich in ihrem Buch „Sprache und Emotion“ mit zentralen Aspekten von Sprache als kognitivem System auseinander. Sie beschäftigt sich nicht nur mit dem einschlägigen lexikalischen Aspekt, sondern will aufzeigen, welchen Einfluss Emotionen auf die produktiven und rezeptiven Prozesse der Sprachverarbeitung haben (vgl. Busch 2021: 28). Des Weiteren trägt Norbert Fries mit seiner Publikation „Grammatik und Emotionen“ (Fries 1996) und seinem Buch „Sprache und Emotionen“ (Fries 2000) einiges zu diesem Thema bei. Fries (2000) beschäftigt sich darin mit Gefühlen und der Art und Weise, wie diese in Hinblick auf verschiedene Lebenssituationen geäußert werden (vgl. Fries 2000: 6). Christoph Demmerling und Hilge Landweer (2007) betrachten Gefühle aus der philosophischen Sicht und untersuchen die Struktur von Gefühlen. Sie orientieren sich an der Gefühlstheorie von Hermann Schmitz (2010), der zwischen den Begriffen Verdichtungsbereich und Verankerungspunkt unterscheidet. Laut Demmerling und Landweer haben Gefühle eine subjektive, intersubjektiv-soziale als auch eine soziokulturelle Dimension, denn sie können leiblich-affektiv ergreifen, mit Gefühlen Anderer

interagieren und schließlich hängt das Erleben damit zusammen, wie Gefühle von kulturellen Traditionen geprägt sind (vgl. Busch 2021: 29). Eines der zentralen Gefühle, das in Zusammenhang mit der Mehrsprachigkeit in Biografien steht, ist das Schamgefühl (vgl. Busch 2021: 29). Die Ursache von Scham sehen Demmerling und Landweer in dem Verstoß gegen eine Norm. Das Schamgefühl ist eng mit der Moral verknüpft, es kann aber auch in nicht-moralischen Kontexten entstehen (vgl. Demmerling / Landweer 2007: 219). Man kann sich vor einer anderen Person oder auch vor sich selbst schämen, weil eine gewisse Grenze oder Norm überschritten wurde. Demmerling und Landweer zufolge ist die Scham vor sich selbst, die intensivste Schamerfahrung, die eine Person haben kann (vgl. Demmerling / Landweer 2007: 220). Oft führen solche Gefühle dazu, dass man das Sprechen in der Öffentlichkeit ganz meidet, oder dass solche Gefühle in Angst oder sogar Zorn übergehen (vgl. Busch 2021: 29–30).

2.9 Die historisch-politische Dimension

Bei der historisch-politischen Dimension des Spracherlebens handelt es sich um ungleiche Machtkonstellationen, die aufgrund von Sprachideologien und Sprachdiskursen entstehen (vgl. Busch 2013: 27). In ihren Arbeiten zu Gender, Diskriminierung und Macht ist Judith Butler (vgl. etwa Butler 2001) der Auffassung, dass das Subjekt sowohl ein handelndes als auch ein unterworfenes ist. Das Subjekt entsteht durch seine wiederholte Einordnung in eine bestimmte Kategorie. Die Zugehörigkeit zu der jeweiligen Kategorie erfolgt über Sprachideologien. In Hinblick auf das Sprachrepertoire heißt das, dass die begrenzende Macht sprachlicher Kategorisierungen besonders dann wahrgenommen wird, wenn sich Menschen nicht anerkannt oder zu einer bestimmten Sprache zugehörig fühlen (vgl. Busch 2021: 31–32). Das Gefühl der Nichtzugehörigkeit tritt nicht nur bei Ortswechsel der Sprecher*innen auf, sondern auch, wenn Sprachregime durch politische Umbrüche verändert werden. Busch nennt als Beispiel den Zerfall Jugoslawiens in den 1990er Jahren und die daraus entstandenen neuen Nationalsprachen: Bosnisch, Kroatisch, Serbisch und Montenegrinisch (vgl. Busch 2021: 32). Mit Hilfe von Wörterbüchern und präskriptiven Diskursen versuchte man die Nähe zu weiter entfernten ideologischen Zentren herzustellen: die kyrillische Schrift symbolisiert die Nähe zu den slawischen Ostkirchen und die Turzismen verbindet man mit der Welt des Islam (vgl. Busch 2021: 112).

2.10 Sprachideologien

Sprachideologien sind diskursive Konstruktionen von Sprache(n) und ihren Sprecher*innen, die innerhalb einer sozialen Gruppe kollektiv geteilt werden (vgl. Semiramis Schedel / De Cillia / Gruber 2018: 55, nach Berger und Luckmann 1967). Darunter werden sprachbezogene Wert- und Normvorstellungen verstanden, die das sprachliche Verhalten eines Individuums oder einer Gesellschaft beeinflussen (vgl. Semiramis Schedel / De Cillia / Gruber 2018: 55).

Die Auseinandersetzung um das Thema Sprachideologien hat in den letzten Jahrzehnten innerhalb der Soziolinguistik stark zugenommen. Das Konzept der Sprachideologie ist auf die amerikanische linguistische Anthropologie, die sich an der semiotischen Theorie von Charles S. Peirce orientiert, und auf ideologiekritisch und diskursanalytisch orientierte europäische Ansätze zurückzuführen (vgl. Busch 2021: 95). In diesem Zusammenhang sind die Arbeiten von Michael Silverstein (1979), Kathryn Woolard (1998) oder Paul Kroskrity (2010, 2005) zu nennen.

Silverstein (1989) markiert den Beginn der Auseinandersetzung mit Sprachideologien in der amerikanischen linguistischen Anthropologie. Er legte mit seiner Auffassung von Sprachideologie eine wichtige konzeptuelle und methodologische Basis und leistete somit einen großen Beitrag für die Sprachideologieforschung. Nach Silverstein sind Sprachideologien als „sets of beliefs about language articulated by users as a rationalization or justification of perceived language structure and use“ (Silverstein 1989: 193) zu verstehen, die als eine selbstreflexive, metapragmatische Ebene in jeder sprachlichen Handlung anwesend sind, d. h. durch das Verwenden der Sprache setzen Sprecher*innen sich indexikalisch zu sozialen Kontexten in Bezug (vgl. Busch 2021: 90).

Silversteins Konzept kann in drei Schritten erklärt werden (vgl. Busch 2019: 113–115):

Erstens kann seiner Meinung nach einerseits zwischen Strukturen der Sprache und des Sprachgebrauchs und andererseits Sprachideologien, d. h. Interpretationen und Erklärungen dieser Strukturen, unterschieden werden. Als Beispiel nennt er die unterschiedliche Verwendung der Anredeform *du/Sie* im Deutschen oder *tu/vous* im Französischen. Die verwendete Form hängt immer von den beobachtbaren und beschriebenen Strukturen ab, die Silverstein den Sprachideologien gegenüberstellt. Mit der Differenzierung von Struktur und Ideologie wird auf eine fundamentale anthropologische Fragestellung verwiesen, etwa auf die Frage nach der Beziehung zwischen dem, was die Menschen sagen, dass sie tun, und wie sie in der Tat handeln. Zweitens betont Silverstein mit der Einführung des Begriffs der Indexikalität, dass nicht der Satz, sondern

das Sprechereignis (speech event) bedeutend ist, d. h. dass ein Komplex verbaler und anderer Zeichen zum Einsatz kommt. Diese Funktion der Sprechenden durch den Sprachgebrauch kontextuelle, soziale Bezüge herzustellen, bezeichnet er als indexikalisch. Drittens merkt Silverstein an, dass sprachliche Variation, d. h. die Verwendung von Varietäten, maßgeblich sprachideologischen Einflüssen unterliegt. Weiter führt er an, dass bei negativer Konnotation einer bestimmten Form des Sprachgebrauchs tendenziell eine alternative Form gebraucht wird (vgl. Busch 2019: 113–115).

Woolard (1998) führt an, dass es neutrale und kritische Konzepte von Ideologie gibt: Ideologien sind im neutralen Verständnis als kulturell bedingte Weltansichten zu verstehen, während sie im kritischen als Strategien der Verschleierung und Legitimierung von sozialer Ungleichheit verstanden werden. Die Gemeinsamkeit dieser Konzepte ist aber, dass Sprachideologien als soziohistorisch bedingt verstanden werden und das Interesse an der Frage nach deren Verknüpfung mit gesellschaftlichen Strukturen zentral ist (vgl. Busch 2021: 90).

Nach Kroskrity (2005: 4) sind Sprachideologien immer im Plural und als Cluster-Konzept zu verstehen. Um einen analytischen Zugang zur Betrachtung der unterschiedlichen Dimensionen zu ermöglichen, spricht er in diesem Zusammenhang von vier überschneidenden Ebenen (vgl. Busch 2021: 90):

1. Sprachideologien bilden eine Perspektive auf Sprache und Diskurs, welche den Interessen einer bestimmten sozialen und kulturellen Gruppe entspricht.
2. Sprachideologien müssen als multipel verstanden werden, weil auch binnen einer sozialen Gruppe durch unterschiedliche Zugehörigkeiten wie Klasse, Gender oder Elite abweichende Sichtweisen auf Sprache entstehen können.
3. Bis zu welchem Grad Sprachideologien produziert werden, kommt auf die einzelnen Mitglieder einer Gruppe und die Räume an, in denen es zur Produktion der Ideologien kommt. Innerhalb eines familiären Umfelds werden Sprachideologien unbewusst gelebt, während sie in institutionalisierten Räumen wie Gericht oder Schulen bewusst wahrgenommen werden.
4. Sprachideologien verbinden die soziokulturellen Erfahrungen der Sprecher*innen sowohl mit sprachlichen als auch mit diskursiven Ressourcen, indem sie zwischen einem bestimmten Sprachgebrauch und bestimmten soziokulturellen Erfahrungen einen indexikalischen Verweis schaffen (vgl. Busch 2021: 90–91).

Sprachideologien sind sehr eng mit ökonomischer Stratifikation verknüpft. Studien zu Standardisierung von Sprache zeigen, dass in Bildungsinstitutionen die standardisierte „Hochsprache“ der oberen und mittleren Klassen als Norm angesehen, während nichtstandardisierte Sprache als abwertend empfunden wird (vgl. Donati 2012). Demnach lässt sich ein Zusammenhang zwischen Sprache und sozialer Klasse feststellen (vgl. Becker / Lauterbach 2016: 55). Es zeigt sich somit, dass Sprachideologien untrennbar mit ihren sozialen, politischen und historischen Kontexten verbunden sind.

Irvine und Gal (2000) führen drei semiotische Prozesse an, die als analytischer Rahmen bei der Untersuchung von Sprachideologien dienen: 1. Ikonisierung (iconization), 2. fraktale Rekursivität (fractal recursivity) und 3. Löschung (erasure). Bei der Ikonisierung kommt es zur Verbindung zwischen sprachlichen Merkmalen als Ikonen und einem bestimmten sozialen Kontext (vgl. Semiramis Schedel / De Cillia / Gruber 2018: 56). So sind bestimmte Dialekte bzw. Soziolekte ein Ikon für ungebildete und arme Leute, der Ethnolekt das Ikon für Problemkinder mit Migrationshintergrund. Der Prozess der Rekursivität ist eine Übertragung einer sozialen bzw. soziolinguistischen Opposition auf eine andere Ebene (vgl. www1: 124). Und schließlich werden bei der Löschung alle Phänomene ausgeblendet, die nicht zu der Verbindung zwischen bestimmten Sprechformen und dem sozialen Kontext der Sprecher*innen dazugehören. Dabei kommt es sowohl zu einer generalisierenden Stereotypisierung der Sprechformen als auch der sozialen Gruppen, welche als einheitliche Entitäten wahrgenommen werden (vgl. Semiramis Schedel / De Cillia / Gruber 2018: 56).

Die Sprache kann als das wichtigste Merkmal ethnischer und sozialer Differenz angesehen werden (vgl. Dirim 2010: 91). Linguizismus ist nach Dirim:

eine spezielle Form des Rassismus, die in Vorurteilen und Sanktionen gegenüber Menschen, die eine bestimmte Sprache bzw. eine Sprache in einer durch ihre Herkunft beeinflussten spezifischen Art und Weise verwenden, zum Ausdruck kommt. Linguizismus erscheint als ein Mittel der Machtausübung gegenüber sozial schwächer gestellten Gruppen mit der Funktion der Wahrung bzw. Herstellung einer sozialen Rangordnung. Die Sprache der Elite wird dabei zur Norm erhoben; die sprachlichen Merkmale der darunter platzierten gesellschaftlichen Gruppen abgewertet.“ (Dirim: 2010, 91–92).

Linguizismus produziert und reproduziert mittels Sprache soziale Ungleichheiten, denn der gesellschaftliche Stellenwert wird anhand des Beherrschens der dominierenden Sprachnorm gemessen (vgl. Dirim 2010: 92). Die quantitative Studie von Settinieri (2011: 73) belegt, dass sogar ‚Akzente‘ unterschiedlich wahrgenommen werden. Der ‚französische Akzent‘ wurde beispielsweise positiv bewertet, während der ‚türkische Akzent‘ negativ beurteilt wurde. Die

Gründe für eine solche Bewertung sind vielfältig, doch sie haben den Linguizismus gemeinsam, der in Form von Rassismus auftritt (vgl. www8).

3. Methoden

Während sich die ersten zwei Kapitel vorliegender Arbeit deren theoretischem Rahmen gewidmet haben, werden im folgenden Kapitel die Methoden und die Durchführung der empirischen Untersuchung dargelegt. Der empirische Teil der Masterarbeit baut auf narrativen Interviews und Sprachenportraits auf. Anschließend findet eine Auswertung der erhobenen Daten anhand der qualitativen Inhaltsanalyse nach Kuckartz (2018) statt.

3.1 Sprachbiografien

Die Sprachbiografieforschung ist seit den 1990er-Jahren ein eigener theoretisch und methodologisch begründeter Bereich der Mehrsprachigkeitsforschung (vgl. Busch 2012: 18). Nach Tophinke befinden sich die Menschen „in ihrem Verhältnis zu Sprache bzw. Sprachen und Sprachvarietäten in einem Entwicklungsprozess“, den unterschiedliche sprachrelevante lebensgeschichtliche Ereignisse beeinflussen (vgl. Tophinke 2002: 1). Sie unterscheidet drei miteinander verbundene Konzepte von Sprachbiografie. Die gelebte Geschichte des Erwerbs von Sprache(n) und Sprachvarietäten, der Sprachpraxis und Spracheinstellungen kann zunächst einen spezifisch sprachlichen und sozialen Hintergrund haben. Des Weiteren kann Sprachbiografie sowohl die rein kognitive Rekonstruktion sprachlich relevanter Ereignisse sein als auch die sprachliche Rekonstruktion, die schriftlich oder mündlich realisiert werden kann (vgl. Tophinke 2002:1). Aufgrund dieser Konzepte lassen sich zwei verschiedene (jedoch ineinandergreifende) Aspekte beobachten: der soziale und der individuelle Aspekt. Während es sich beim individuellen Aspekt um Erfahrungen einer bestimmten Person handelt, geht es beim sozialen Aspekt auch um die Erfahrungen mit Sprache in sozialen Situationen (vgl. Tophinke 2022: 1–2).

	INDIVIDUELLER ASPEKT	SOZIALER ASPEKT
SPRACHBIOGRAFIE ALS <i>GELEBTE</i> GESCHICHTE	Individuelle gelebte Geschichte des Erwerbs von Sprache(n) und Sprachvarietäten, der Sprachpraxis und der Einstellung zu Sprache	vollzieht sich im Kontext von Sprachen und Sprachvarietäten, sozialen Sinnschemata und Ordnungsstrukturen, gesellschaftlichen Relevanzsetzungen und sprachlichen Anforderungen
SPRACHBIOGRAFIE ALS <i>ERINNERTE</i> GESCHICHTE	Erinnernde (rein kognitive) Rekonstruktion sprachbiografisch relevanter Ereignisse und Erfahrungen	ist beeinflusst von sozialen Sinnschemata; wird als kognitive Rekonstruktion sozial-kommunikativ nicht präsent
SPRACHBIOGRAFIE ALS SPRACHLICHE <i>REKONSTRUKTION</i> DER GESCHICHTE	Sprachliche Rekonstruktion einer Sprachbiografie unter Rekurs auf Erinnerungen, Quellen, ...	Erfolgt unter funktionaler Einbindung in ein sozial-kommunikatives Geschehen

Tabelle 3: Sprachbiografie (Topfink 2002: 2)

Sprachbiografien treten in mündlicher und schriftlicher Form auf. Dabei kann es sich sowohl um längere narrative Texte als auch um kürzere Textsequenzen handeln. Jedoch gibt es Texttypen, in denen sprachbiografische Rekonstruktionen typischerweise vorkommen, wie beispielsweise in sprachbiografischen Interviews (vgl. Topfink 2002: 8). Für die vorliegende Arbeit sind Sprachbiografien, die sich auf Erzählungen aus narrativen Interviews stützen, von Bedeutung. Die sprachliche Rekonstruktion der Sprachbiografie wurde nicht nur mündlich, sondern zusätzlich auch visuell durch die Anfertigung von Sprachenportraits realisiert.

Die narrative Rekonstruktion der Ereignisse steht eng mit Erinnerungsarbeit in Verbindung. Durch das wiederholende Erzählen werden die rekonstruierenden Erlebnisse ebenfalls neu selektiert, evaluiert und interpretiert (vgl. Busch 2021: 36). Bei diesem neuerlichen Erzählen kommen subjektive Bedeutungsstrukturen zum Vorschein, die bei einem reinen Abfragen nie hervorgetreten wären (vgl. Mayring 2002: 72). „Das Erzählen eines Erlebnisses erscheint als ein geeignetes Mittel, eigene Erfahrungen als Ergebnis und Prozess anderen so mitzuteilen, dass sie und auch man selbst diese Erfahrungen nachvollziehen und so gemeinsam verstehen können“ (Rosenthal / Fischer-Rosenthal 2000: 457). Während des Erzählens sollen die Sprecher*innen über das eigene sprachliche Repertoire reflektieren. Darüber hinaus gewährt die

Erzählung einen Einblick in ihre Sozialisation und ihren Bezug zur Gesellschaft. Dabei soll die Glaubwürdigkeit der geschilderten Erlebnisse der Sprecher*innen nie hinterfragt werden. Carmine erklärt das folgendermaßen:

Im Akt des Erzählens findet ein Prozess der Wiederaufarbeitung des Erlebten statt. Das Individuum verinnerlicht und subjektiviert die Ereignisse gemäß den Vorstellungen der Gegenwart und fügt sie in ein zusammenhängendes Gebilde ein. Die Rekonstruktion eines Lebens bedeutet, dass eine Auswahl getroffen werden muss, gewisse Dinge absichtlich oder unbewusst verdrängt werden, die Vergangenheit verzerrt dargestellt wird (Carmine 2004: 212).

In dieser Masterarbeit tritt die Interviewerin ebenfalls in den Hintergrund und die Probanden werden gebeten, in den Interviews frei über ihre Erlebnisse zu sprechen. Ebenso wird ihnen die Wahl gelassen, zu erzählen, was sie für relevant halten.

3.2 Sprachenportraits

Sprachenportraits wurden zunächst von Neumann und Gogolin (1991) und Krumm und Jenkins (2001) entwickelt, um *language awareness* im Grundschulunterricht zu fördern. Mittlerweile ist es ein eigenständiges Forschungsinstrument und hat sich international etabliert (vgl. Busch 2021: 41).

Der biografische Blick auf sprachliche Repertoires ist nicht nur dazu geeignet, eine Sprecher_innen-orientierte Perspektive einzunehmen, sondern rückt auch bisher weniger beachtete Aspekte in den Vordergrund, wie beispielsweise den Einfluss von Sprachideologien darauf, wie Sprecher_innen sich und andere diskursiv positionieren, oder die Rolle von Emotionen, Imaginationen und Begehren in Bezug auf das sprachliche Repertoire (Busch 2017: 17).

In der vorliegenden Masterarbeit wurde als Einstiegsmethode die Erstellung von Sprachenportraits gewählt. Die Proband*innen wurden vor den Interviews gebeten, ihr Sprachrepertoire mit Buntstiften in eine vorgezeichnete Körpersilhouette (siehe Abbildung 8) einzuzeichnen. Die Auseinandersetzung mit dem eigenen Spracherleben und das Reflektieren über die Sprachen sollte zum Anstoß für die Erzählung dienen.



Abbildung 8: Leere Körpersilhouette zur Erstellung eines Sprachenportraits (Busch 2021: 44)

Im Anschluss an die graphische Darstellung wurden die Proband*innen darauf aufmerksam gemacht, ihre Zeichnung mittels einer Legende zu erläutern (vgl. Busch 2021: 42). Bei dieser Vorgehensweise erfolgt die Interpretation von den Zeichner*innen selbst (vgl. Busch 2021: 45).

Busch (2021) spricht dabei von drei wichtigen Funktionen:

1. Das Zeichnen öffnet einen Raum des Innehaltens, der selbstreflexiven Verzögerung und Distanznahme, der sich den Zugzwängen des Erzählens und vorschnellen Rationalisierungen ein Stück weit entzieht. Die Beteiligten entscheiden ausgehend von ihrem eigenen Erleben selbst, was sie als Sprache definieren und welche Differenzierungen sie vornehmen wollen.
2. Das Denken und Darstellen in Bildern fungiert als eigenständiger Modus, in dem Bedeutung geschaffen wird. [...] Diskursive Projektionen folgen [...] einer linearen, sequenziellen Ordnung, [...]. Demgegenüber bieten visuelle Formen (Linien, Farben, Proportionen usw.) ihre Bestandteile nicht nacheinander dar, sondern gleichzeitig. Die Bedeutung der einzelnen symbolischen Elemente wird Langer (1965: 103) zufolge nur durch die Relation der Teile zueinander und zum Ganzen verstanden. [...]
3. Das Bild dient als Ausgangspunkt und als Referenzpunkt für die nachfolgende interpretierende Erläuterung, es eliziert und strukturiert sie. Körper- und Farbmeteraphorik, die durch das Bild nahegelegt werden, fließen häufig in das Erzählen ein. Sprachliche Ressourcen werden tendenziell weniger in der sequentiellen Reihenfolge ihres Erwerbs dargestellt,

sondern in Relation zueinander und in der spezifischen Funktion, die ihnen bezogen auf das sprachliche Repertoire als Ganzes zugeschrieben wird. Einzelne Ressourcen werden oft unterschiedlich bewertet, beispielsweise als Belastung oder als Entlastung, als Bedrohung oder als Schutz, als Werkzeug oder als Gegenstand des Begehrens [...] (Busch 2021: 42-43)

Laut Krumm (2001) kommen bei der Erstellung der Sprachenportraits bestimmte Merkmale immer wieder zum Vorschein. Die Erstsprache wird meistens mit roter Farbe in der Nähe des Herzens oder im Kopf eingezeichnet, während beispielsweise Englisch in den Armen und Beinen markiert wird, da es als ein hilfreiches Mittel zur Kommunikation gesehen wird (vgl. Krumm 2002: 18). Welche Farbe die Proband*innen verwenden, hängt aber auch von Konventionen, Moden und spezifischen Situationen ab. Heller (2004:13) führte eine Untersuchung durch, bei der die rund 2000 Personen befragt wurden, welche Farben sie mit Gefühlen und Eigenschaften assoziieren. Dieselben Personen machten widersprüchliche Aussagen, indem sie beispielsweise Grün mit Begriffen wie Hoffnung, Giftiges, Herbes, aber auch Beruhigendes in Verbindung brachten (vgl. Busch 2021: 42).

In vorliegender Arbeit stellte sich die Methode der Sprachenportraits als sinnvoll heraus, da den Proband*innen auf diese Weise die Gelegenheit gegeben wurde, sich mit ihren Sprachen auseinanderzusetzen und zugleich ihnen die Nervosität vor den Interviews genommen werden konnte. Manche Proband*innen empfanden das Einzeichnen der Sprachen in die Körpersilhouette als unterhaltsam und nicht ihrem Alter entsprechend. Dies wurde durch das wiederkehrende Lachen und Äußerungen wie „Lustig, wie in der Schule (B4: 766)“ festgestellt. Ebenso baten sie mehrfach um Bestätigung, ob das Eingezeichnete in Ordnung wäre. Eine detaillierte Auswertung der Sprachenportraits findet in Kapitel 4.1 statt.

3.3 Das narrative Interview

Das narrative Interview wurde Ende der 1970er-Jahre vom Soziologen Fritz Schütze entwickelt, der in seiner Arbeit stark von der US-amerikanischen Soziologie beeinflusst wurde (vgl. Küsters 2009: 18). Mittlerweile zählt das narrative Interview in der qualitativen Sozialforschung und besonders in der Biografieforschung zu den bekanntesten Verfahren, da es in vielen Bereichen anwendbar ist (vgl. www15).

Flink (1996: 28) äußert drei primäre Ziele der qualitativen Forschung: „erstens die Erfassung subjektiver Sichtweisen, zweitens die Erforschung der interaktiven Herstellung sozialer

Wirklichkeiten und drittens die Identifikation der kulturellen Rahmen sozialer Wirklichkeiten“ (Küsters 2009: 19).

Ziel eines narrativen Interviews ist es, mittels „offener“ Fragen, die Befragten zur freien Äußerung zum Thema zu bewegen. Außerdem ist es wichtig, die Redeweise der interviewten Personen nach Möglichkeit unverfälscht zu erfassen (vgl. Küsters 2009: 20).

Das narrative Interview imitiert damit eine alltägliche Kommunikationssituation: das ausführliche Erzählen einer selbst erlebten Geschichte in einer direkten Interaktion. Ein alltägliches Beispiel dafür wäre: Jemand erzählt seinem Arbeitskollegen, was ihm gerade auf dem Weg zur Arbeit Außergewöhnliches passiert ist. Dabei übertreibt das narrative Interview allerdings die Asymmetrie in der Verteilung des Rederechts, indem der Interviewer – anders als die Zuhörer in alltäglicher Interaktion – sich ganz auf die Rolle des aufmerksamen, aber thematisch nicht intervenierenden Zuhörers beschränkt (Küsters 2009: 22).

Wie schon erwähnt, ist das narrative Interview eine offene Interviewmethode, d. h. dass eine einzige Frage die Erzählung eröffnet. Während der Erzähler über seine Lebensgeschichte berichtet, bleibt der Interviewer als aufmerksamer Zuhörer im Hintergrund. Das Ende des Erzählens wird meistens deutlich durch Sätze wie „So, das war`s“ markiert. Danach folgt der Nachfragezeit, der dem Interviewer ermöglicht, vorbereitete Fragen zu stellen, um auf diese Weise noch wichtige Informationen für seine Forschung zu gewinnen (vgl. Brüsemeister 2008: 105). Nach Fischer-Rosenthal und Rosenthal (1997: 414) wird das narrative Interview in fünf Phasen eingeteilt:

1. In der **Erklärungsphase** werden dem Befragten Funktionen und Ziel des Interviews vorgestellt sowie die technischen Aspekte, wie Anonymität und Aufzeichnung auf Band, erklärt. Auf diese Weise kann eine vertrauenswürdige Atmosphäre geschaffen werden, die das anschließende Interview erleichtern soll.
2. In der **thematischen Einstiegsphase** wird dem Befragten eine offene Frage gestellt, die ihn zum Erzählen seiner Lebensereignisse anregen soll. Die Einstiegsfrage soll den Themenhorizont des Interviews andeuten.
3. Die **Haupterzählung** beginnt mit der Beantwortung der Eingangsfrage und entfernt sich immer weiter im Laufe der Erzählung davon. Während der Interviewer im Hintergrund bleibt, nimmt der Befragte die Rolle des Erzählers ein. Die Erzählphase ist erst dann beendet, wenn der Befragte selbst das Ende markiert.

4. Die **Nachfragephase** dient dazu, dem Befragten zusätzliche Fragen zu dem Gesagten zu stellen, um Details zu bestimmten Themen der Erzählung zu erhalten.
5. In der **Bilanzierungsphase** nimmt der Befragte die Rolle des Experten ein, der seine Meinung zu der Erzählung äußern soll. Diese Phase dient auch der allmählichen Entfernung von der Erinnerungsebene. (vgl. Reinders 2005: 91)

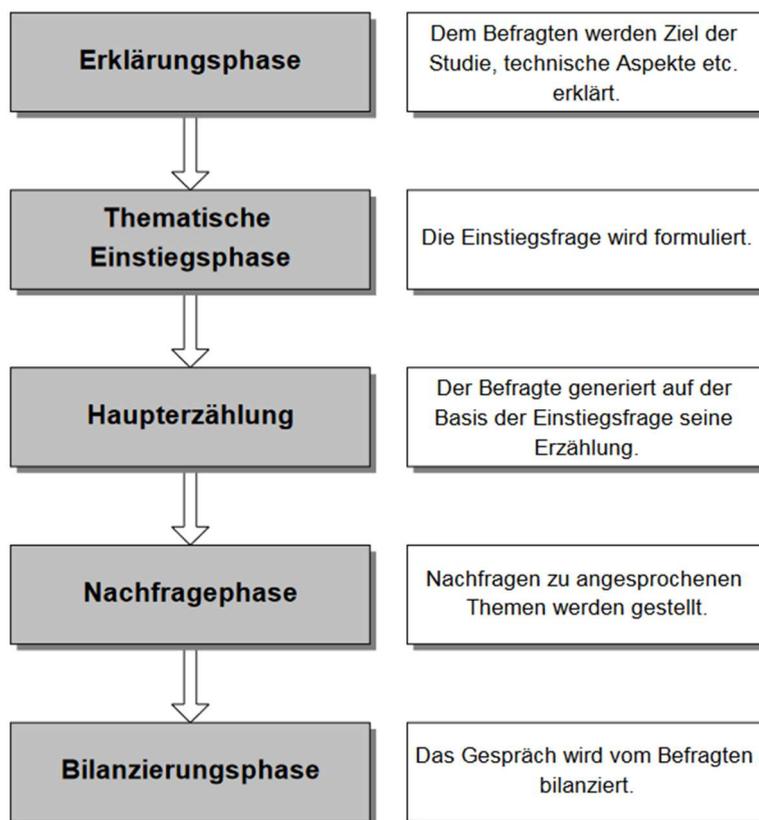


Abbildung 9: Interviews Phasen des narrativen (Reinders 2005: 92)

Arnulf Deppermann unterscheidet vier Ebenen des epistemologischen Status von Interviews:

1. Mittels Interviews gewinnt man wichtige Informationen über Ereignisse und Sachverhalte.
2. Interviews ermöglichen den Einblick in die subjektiven Sichtweisen der interviewten Personen.
3. Interviews erlauben die Einsicht in implizite Sinnstrukturen, Wissen und Orientierung.
4. Interviews sind „Interaktionsereignisse“ (vgl. Deppermann 2014: 134).

Die Ebenen 1–3 befassen sich mit Interviews als Text, während Ebene 4 das Interview als Interaktion darstellt. In Interviews als Interaktionsereignis wird vom Interviewer und dem Befragten gemeinsam Sinn und Bedeutung ausgehandelt (vgl. www7: Abs. 5). „Der hergestellte Sinn wird als situiertes Interaktionsprodukt analysiert, welches maßgeblich von Prozess und Zweck der Interaktion und den in ihr hergestellten pragmatischen Strukturen geprägt ist“ (www7: Abs. 5). Die Interviewer und Befragte konstruieren gemeinsam das Interview (vgl. Deppermann 2014: 137). In Interviews findet nicht nur ein interaktionaler Informationsaustausch statt, sondern sie stellen auch Ereignisse sozialen Handelns dar (vgl. www7: Abs. 21). „Interviewte rechtfertigen und klagen an mit ihren Aussagen, sie weisen Vorwürfe oder Annahmen, die sie bei den AdressatInnen vermuten, zurück, sie erheischen Zustimmung und Solidarität, sie belehren oder möchten belustigen usw.“ (www7: Abs. 21). Dies wird durch Selbst- und Fremdpositionierung begleitet, welche den Schlüssel zu den Beziehungsstrukturen und Identitätsaspekten bilden (vgl. www7: Abs. 21).

3.4 Ablauf der Interviews

Insgesamt wurden für die vorliegende Masterarbeit vier narrative Interviews geführt.

Das narrative Interview setzt sich aus einem monologischen Hauptteil, dem ein Nachfrage- und Bilanzierungsteil folgt, zusammen (vgl. Helfferich 2005: 36). Die Auswahl der Proband*innen erfolgte über private Bekanntschaften in Wien und Niederösterreich. Vor der Durchführung der narrativen Interviews ist es wichtig, eine vertrauensvolle Atmosphäre zwischen dem Interviewer und dem Befragten zu schaffen. Aus diesem Grund ist es von Bedeutung, die interviewten Personen genau über den Ablauf der Interviews zu informieren und sie um das Einverständnis der Aufnahme des Gesprächs bitten. Den Proband*innen wurde die Entscheidung über den Ort der Durchführung des Interviews überlassen, woraufhin alle vier Befragten die eigene Wohnung bzw. das eigene Haus bevorzugten. Vor der Durchführung der Interviews wurden die Proband*innen gebeten, eine Einverständniserklärung zu unterschreiben. Damit erklärten sie sich einverstanden, dass ihre Daten für die Forschung verwendet werden dürfen. Alle Proband*innen kamen als junge Erwachsene als Gastarbeiter*innen nach Österreich. Zu diesem Zeitpunkt sprachen sie entweder kein Deutsch oder hatten nur wenige schulische Vorkenntnisse der deutschen Sprache. An den Sprachenportraits der interviewten Personen lässt sich erkennen, dass sie alle ähnliche Angaben zu den Sprachen machten, indem sie neben ihrer *Muttersprache* noch Deutsch und eventuell die Gebetsprache Arabisch in die Körpersilhouette einzeichneten.

Nach der Frage, ob sie den Wunsch hätten, noch eine Sprache zu lernen, antworteten alle, sie wären für eine neue Sprache schon zu alt.

B2: Nein, ich bin fertig. Ich bin zu alt, ich kann nicht mehr lernen (290).

B1: Ist genug jetzt. Aber ich bin mit Sprachen fertig. Ich lerne keine Sprache mehr (42).

Auf die Frage, warum sie bestimmte Farben für das Einzeichnen an einer bestimmten Stelle in der Körpersilhouette gewählt haben, konnten die Proband*innen meistens eine Antwort geben.

3.5 Forschungsinteresse

Das Forschungsinteresse der vorliegenden Arbeit liegt darin, subjektive Erfahrungen und Sichtweisen über das individuelle Spracherleben von ehemaligen Gastarbeiter*innen zu erhalten. Dabei sollen unter anderem auch Aspekte im Zusammenhang mit dem Erlernen der deutschen Sprache im Hinblick auf Fremd- und Selbstpositionierungen betrachtet werden. Aufgrund dessen wurde eine empirische Untersuchung im Rahmen eines qualitativen Paradigmas als Forschungsdesign gewählt.

3.6 Beschreibung der Proband*innen

Insgesamt wurden vier narrative Interviews geführt. Die Auswahl der Proband*innen beschränkte sich auf pensionierte Gastarbeiter*innen aus dem ehemaligen Jugoslawien, die ohne Vorkenntnisse der deutschen Sprache nach Österreich kamen und auf diese Weise im Laufe der Zeit ungesteuert die Sprache erlernten. Bei den Proband*innen handelt es sich um zwei Frauen und zwei Männer zwischen 69 und 74 Jahren. Alle Befragten stammen aus dem ehemaligen Jugoslawien, d. h. drei Proband*innen kommen ursprünglich aus Bosnien und Herzegowina und eine Probandin kommt aus Kroatien, wo sie auch bis ins Jugend- bzw. Erwachsenenalter lebten. Um die Anonymität der interviewten Personen zu wahren, werden in dieser Arbeit Namen und Orte abgekürzt. Die Proband*innen werden mit den Abkürzungen B1, B2, B3 und B4 gekennzeichnet. Im Folgenden werden die interviewten Personen kurz vorgestellt:

B1

Die Person ist weiblich, 69 Jahre alt und Pensionistin. Sie wurde in Kroatien geboren und Kroatisch ist ihre Erstsprache. Den ersten Kontakt mit der deutschen Sprache hatte sie als junges Mädchen im Fremdsprachenunterricht in Kroatien. B1 lebt bereits seit 53 Jahren in Österreich.

B2

B2 ist männlich, 70 Jahre alt und Pensionist. Er ist in Bosnien geboren und aufgewachsen und Bosnisch ist seine Erstsprache. Den ersten Österreich-Aufenthalt hatte B1 1973 und er lebt mittlerweile seit 42 ohne Unterbrechungen in Österreich.

B3

Die Person ist männlich, 71 Jahre alt und pensionierter „Gastarbeiter“, der seit 45 Jahren in Österreich lebt. Er ist in Bosnien geboren und Bosnisch ist seine Erstsprache.

B4

B4 ist weiblich, 74 Jahre alt und ebenfalls Pensionistin. Sie ist in Bosnien geboren und aufgewachsen und Bosnisch ist ihre Erstsprache. Seit 54 Jahren lebt sie in Österreich.

3.7 Qualitative Inhaltsanalyse

Die qualitative Inhaltsanalyse beruht laut Kuckartz (2018) auf der klassischen Inhaltsanalyse, die Max Weber 1910 auf dem ersten deutschen Soziologentag mit seinem Vortrag über die „Enquête für das Zeitungswesen“ vorstellte (vgl. Kuckartz 2018: 13). Das Besondere daran ist, dass die klassische Inhaltsanalyse auf hundert Jahre Erfahrung mit der systematischen Analyse von Texten zurückblicken kann (vgl. Kuckartz 2018: 14).

Kuckartz betont, wie wichtig das *Verstehen* eines Textes bei der (sozial)wissenschaftlichen Auswertung ist, welches auch immer ein gewisses Vorwissen erfordert. Das Verstehen und Interpretieren von Texten wird im deutschsprachigen Raum auch Hermeneutik genannt, was so viel wie „auslegen, übersetzen den Sinn einer Aussage erklären“ (Kuckartz 2018: 16–17) bedeutet. Aus der Hermeneutik können fünf Handlungsregeln für das Verstehen von qualitativen Daten gewonnen werden (vgl. Kuckartz 2018: 20):

1. Das eigene Vorverständnis darzulegen und vorhandene „Vor-Urteile“ über die Forschungsfrage zu reflektieren,
2. den Text als Ganzes zu erarbeiten, ggf. zunächst unverständliche Teile des Textes zurückzustellen, bis durch Kenntnis des gesamten Textes diese möglicherweise klarer werden,
3. sich der hermeneutischen Differenz kritisch bewusst zu werden, d.h. sich zu fragen „Gibt es eine andere Sprache, Kultur, die mir den Text fremd macht?“ und die Differenz möglicherweise kleiner zu machen, z.B. durch Erlernen der Sprache, durch Übersetzer,
4. beim ersten Durchgang durch den Text bereits darauf achten, welche Themen, die für die eigene Forschung eine Rolle spielen, im Text vorkommen,
5. zu unterscheiden zwischen einer Logik der Anwendung, d.h. Themen und Kategorien werden im Text identifiziert, der Text wird indiziert, und einer Logik der Entdeckung, d.h. wichtiges Neues, vielleicht sogar Unerwartetes wird im Text identifiziert (Kuckartz 2018: 20).

Kracauer konzipierte 1952 die qualitative Inhaltsanalyse als Erweiterung der quantitativen Inhaltsanalyse. Er war der Meinung, dass eine Codifizierung einer qualitativen Inhaltsanalyse notwendig sei. Erst drei Jahrzehnte später erschien Mayrings erstes Methodenbuch „Qualitative Inhaltsanalyse“ (vgl. Kuckartz 2018: 22–23).

Für die qualitative Inhaltsanalyse sind folgende Punkte charakteristisch:

- Die kategorienbasierte Vorgehensweise und die Zentralität der Kategorien für die Analyse.
- Das systematische Vorgehen mit klar festgelegten Regeln für die einzelnen Schritte.
- Die Klassifizierung und Kategorisierung der gesamten Daten und nicht nur eines Teils derselben.
- Die von der Hermeneutik inspirierte Reflexion über die Daten und die interaktive Form ihrer Entstehung.
- Die Anerkennung von Gütekriterien, das Anstreben der Übereinstimmung von Codierenden (Kuckartz 2018: 26).

In der vorliegenden Arbeit erfolgt die Datenauswertung mittels der inhaltlich strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse nach Kuckartz (2018). In seinem Leitfaden zur phasengeleiteten inhaltlich strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse wird die Datenauswertung schrittweise erklärt. Bei der qualitativen Inhaltsanalyse liegt das Hauptaugenmerk auf der Strukturierung des Materials durch zwei Dimensionen: Fälle und Kategorien (vgl. Kuckartz 2018: 49). In der qualitativen Inhaltsanalyse kann sowohl eine rein induktive Kategorienbildung am Material als auch eine deduktive Bildung von Kategorien angewendet werden. Dieses kommt allerdings nur in seltenen Fällen vor. Stattdessen wird oft ein kombiniertes mehrstufiges Verfahren (der

Kategorienbildung und Codierung) durchgeführt, bei dem die theoretisch abgeleiteten Kategorien während des Codiervorgangs ergänzt werden (vgl. Kuckartz 2018: 97).

Kuckartz (2018) gliedert die inhaltlich strukturierende qualitative Inhaltsanalyse ausgehend von der Forschungsfrage in sieben Phasen.

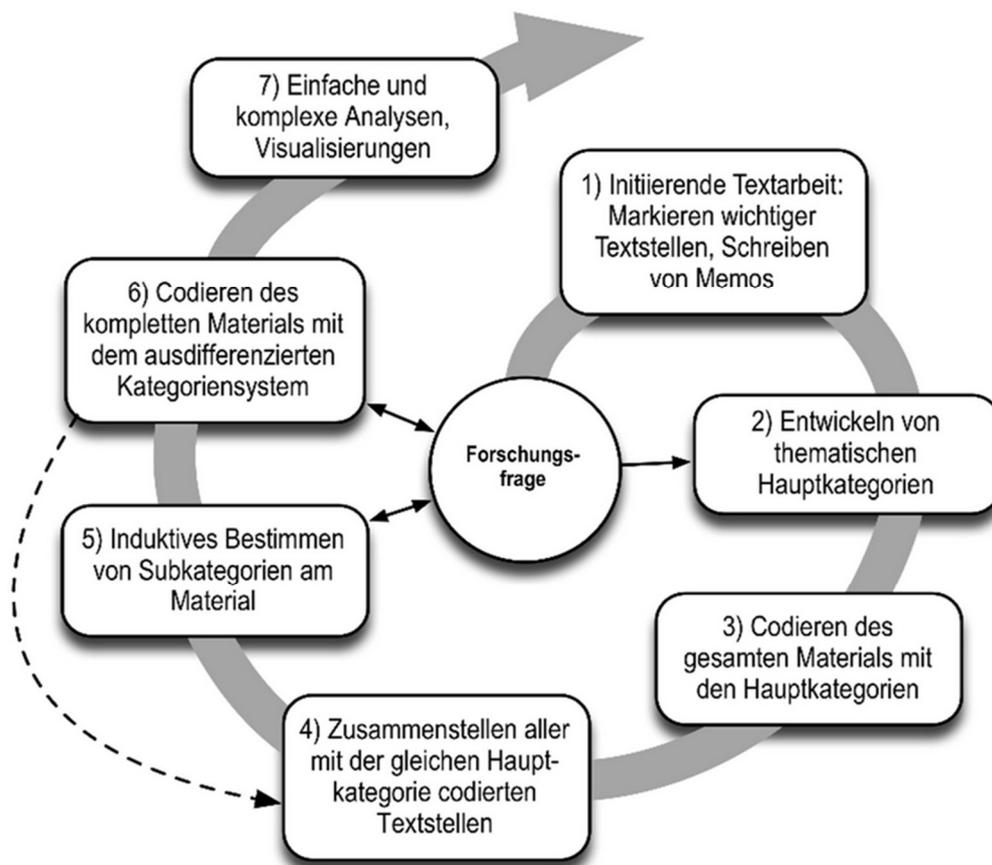


Abbildung 10: Ablaufschema einer inhaltlich strukturierenden Inhaltsanalyse (Kuckartz 2018: 100)

Die erste Phase besteht aus den ersten Auswertungsschritten, das bedeutet aus der **initiierenden Textarbeit, dem Markieren wichtiger Textstellen und Schreiben von Memos** (vgl. Kuckartz 2018: 101). In Phase zwei findet eine Beschreibung der **Entwicklung der thematischen Hauptkategorien** statt. Die Hauptkategorien werden aus der Forschungsfrage oder aus Leitfäden abgeleitet und eventuell neue Hauptkategorien aus dem Material gebildet. Es empfiehlt sich, ein Probedurchlauf an einem Teil der Daten vorzunehmen (vgl. Kuckartz 2018: 101). Anschließend wird in Phase drei das **Codieren des gesamten (bis zu diesem Zeitpunkt vorhandenen) Materials mit den Hauptkategorien** vorgenommen. Im ersten Codierprozess wird

der Text Zeile für Zeile durchgegangen und die Textabschnitte werden den Kategorien zugewiesen. Dabei kann eine Textstelle auch mehreren Kategorien zugeordnet werden. Bei der Zuordnung der Kategorien, muss darauf geachtet werden, dass die Textstelle für sich allein stehend verständlich ist (vgl. Kuckartz 2018: 102–103).

Phase vier sieht ein **Zusammenstellen aller mit der gleichen Kategorie codierten Textstellen** vor (vgl. Kuckartz 2018: 106). In der Phase fünf wird das **induktive Bestimmen von Subkategorien am Material** durchgeführt. Der Ablauf der Ausdifferenzierung und Bestimmung von Subkategorien ist folgender:

- Auswahl thematischer Kategorien für die Ausdifferenzierung
- Einordnen der Textstellen in eine Liste oder Tabelle
- Zusammenstellen der Subkategorien in eine Liste
- Ordnen und systematisieren der Liste(n), Identifikation der relevanten Dimensionen
- Subkategorien definieren und mit einem Beispiel aus dem Text versehen (vgl. Kuckartz 2018: 106).

In der sechsten Phase wird das **Codieren des kompletten Materials mit den ausdifferenzierten Kategorien** vorgenommen. In einem zweiten Codierprozess werden Subkategorien dem codierten Textmaterial zugeordnet (vgl. Kuckartz 2018: 110–111).

Nach dem zweiten Codierprozess erweisen sich das Einschleifen von einem Zwischenschnitt und das Erstellen von thematischen Summaries als hilfreich, besonders wenn es sich um umfangreiches Material handelt. Durch eine thematische Zusammenfassung wird das Material sowohl komprimiert als auch pointiert und auf das für die Forschungsfrage Relevante reduziert (vgl. Kuckartz 2018: 111).

Schließlich finden in der siebten Phase die eigentliche Analyse und das Vorbereiten der Ergebnispräsentation statt. Kuckartz unterscheidet sechs verschiedene Auswertungsformen:

1. Kategorienbasierte Auswertung entlang der Hauptkategorie
2. Analyse der Zusammenhänge zwischen den Subkategorien einer Hauptkategorie
3. Analyse der Zusammenhänge zwischen Kategorien
4. Kreuztabellen – qualitativ und quantifizierend
5. Konfigurationen von Kategorien untersuchen
6. Visualisierung von Zusammenhängen (vgl. Kuckartz 2018: 117–120)

3.8 Datenanalyse

Die narrativen Interviews wurden mit einem Smartphone aufgenommen und im Anschluss verschriftlicht, damit die Daten zur initiierenden Textarbeit und Inhaltsanalyse vorliegen. Die Dauer der Interviews lag bei 20-25 Minuten. Die Aufbereitung der Daten folgte mit der von Udo Kuckartz entwickelten Software zur computergestützten qualitativen Daten- und Textanalyse MAXQDA.

Für die Transkription der Interviews wurde das System der einfachen Transkription (Dresing / Pehl 2013) gewählt:

1. Es wird wörtlich transkribiert, also nicht lautsprachlich oder zusammenfassend. Vorhandene Dialekte werden möglichst wortgetreu ins Hochdeutsche übersetzt. [...]
2. Wortverschleifungen werden nicht transkribiert, sondern an das Schriftdeutsch angenähert. [...]
3. Wort- und Satzabbrüche sowie Stottern werden geglättet bzw. ausgelassen, Wortdoppelungen nur erfasst, wenn sie als Stilmittel zur Betonung genutzt werden. [...]
4. Interpunktion wird zu Gunsten der Lesbarkeit geglättet, das heißt bei kurzem Senken der Stimme oder uneindeutiger Betonung wird eher ein Punkt als ein Komma gesetzt. Dabei sollen Sinneinheiten beibehalten werden.
5. Pausen werden durch drei Auslassungspunkte in Klammern (...) markiert.
6. Verständnissignale des gerade nicht Sprechenden wie „mhm, aha, ja, genau, ähm“ etc. werden nicht transkribiert. Ausnahme: Eine Antwort besteht nur aus „mhm“ ohne jegliche weitere Ausführung. Dies wird als „mhm (bejahend)“, oder „mhm (verneinend)“ erfasst.
7. Besonders betonte Wörter oder Äußerungen werden durch GROSSSCHREIBUNG gekennzeichnet.
8. Jeder Sprecherbeitrag erhält eigene Absätze. Zwischen den Sprechern gibt es eine freie, leere Zeile. Auch kurze Einwüfe werden in einem separaten Absatz transkribiert. Mindestens am Ende eines Absatzes werden Zeitmarken eingefügt.
9. Emotionale nonverbale Äußerungen der befragten Person und des Interviewers, die die Aussage unterstützen oder verdeutlichen (etwa wie lachen oder seufzen), werden beim Einsatz in Klammern notiert.
10. Unverständliche Wörter werden mit (unv.) gekennzeichnet. [...]
11. Die interviewende Person wird durch ein „I“, die befragte Person durch ein „B“ gekennzeichnet [...] (Dresing / Pehl 2013: 21–23)

Die Transkripte der Interviews sind im Anhang der vorliegenden Arbeit zu finden. Um die Analyse und Zitierung der Aussagen zu ermöglichen, wurde eine Zeilennummerierung der Transkripte vorgenommen.

Kuckartz (2018) empfiehlt nach dem ersten Durchgang des Textes eine Fallzusammenfassung zu schreiben. Diese soll eine faktenorientierte, eng am Text ausgerichtete Komprimierung darstellen (vgl. Kuckartz 2018: 58). Nach dem Schreiben von entsprechenden Fallzusammenfassungen wurden thematische Hauptkategorien gebildet, die deduktiv aus der Forschungsfrage

aufgrund theoretischer Vorarbeit abgeleitet wurden. In einem weiteren Schritt wurden direkt am Material neue Kategorien als Ergänzung der erarbeiteten Hauptkategorien gebildet.

Die Mischung von A-priori-Kategorienbildung und Kategorienbildung am Material geschieht nahezu ausschließlich in einer Richtung: Es wird mit A-priori-Kategorien begonnen und im zweiten Schritt folgt die Bildung von Kategorien bzw. Subkategorien am Material, weshalb man auch von *deduktiv-induktiver Kategorienbildung* sprechen kann (Kuckartz 2018: 95).

Im Folgenden werden nochmals die Forschungsfragen vorgestellt, die für die deduktive Kategorienbildung relevant sind:

- Welche *sozialen Bedeutungen* (Prestige, Stigma, kommunikative und identitätskonstituierende Aspekte, ...) verbinden die Proband*innen mit (Komponenten von) ihrem „Sprachrepertoire“?
- Welche positiven und negativen Formen des „Spracherlebens“ (v. a. soziale Inklusion / Exklusion) reflektieren die Interviews mit den Proband*innen?
- Welche biografischen „Schlüsselerlebnisse“ und welche zeitgeschichtlichen Kontexte korrelieren mit welchen Aspekten des Sprachrepertoires und Spracherlebens der Proband*innen?

Folgende Hauptkategorien konnten aus den Forschungsfragen abgeleitet werden:

- Soziale Inklusion / Exklusion
- Prestige / Stigma
- Schlüsselerlebnisse
- Spracherleben

Während der Arbeit am Material wurde die Hauptkategorie **Spracherleben** um weitere Subkategorien ergänzt:

- sprachliche Machtlosigkeit
- Erfolgserlebnisse

Im Folgenden wird das Kategoriensystem tabellarisch dargestellt. Dabei stellen die Wörter, die einen blauen Hintergrund haben, die Hauptkategorien und die grau hinterlegten Wörter die Subkategorien dar.

Hauptkategorien				
Subkategorien	soziale Inklusion / Exklusion	Prestige / Stigma	Schlüsselerlebnisse	Spracherleben
				sprachliche Machtlosigkeit
				Erfolgserlebnisse

Tabelle 4: Kategoriensystem

Nach dem sequenziellen Durchgang der Texte wurden die Textabschnitte den Kategorien zugeordnet. „Der Beginn der Kategorienbildung sollte eher offen gestaltet werden. Hier sollte noch kein bestimmter Grad an Konkretheit oder Abstraktheit der Kategorien vorgeschrieben werden“ (Kuckartz 2018: 84). Dabei kann ein Textabschnitt in mehrere Themen eingegliedert werden.

Anschließend folgte das Zusammenstellen aller Textstellen einer Hauptkategorie.

Wenn der Zeitpunkt der „Sättigung“ erreicht ist, folgt eine Überprüfung und ggf. Veränderung des Kategoriensystems. Das soll aber nicht bedeuten, dass das Kategoriensystem zu einem späteren Zeitpunkt nicht um eine Oberkategorie oder Subkategorie erweitert werden kann (vgl. Kuckartz 2018: 85–86).

Schließlich wurde nach dem Bearbeiten des ganzen Materials eine Zusammenfassung aller Haupt- und Subkategorien erstellt.

Erst danach konnte mit der Auswertung und Darstellung der Ergebnisse begonnen werden. Für die vorliegende Masterarbeit wurde die kategorienbasierte Auswertung entlang der Hauptkategorien gewählt. Die Ergebnisse werden für jede Hauptkategorie beschrieben. Dabei sollte eine

sinnvolle Reihenfolge der Kategorien eingehalten werden, um einen nachvollziehbaren Aufbau für den Leser zu bekommen. Bei der Präsentation ist es wichtig, die Ergebnisse auf qualitative Weise darzustellen, wobei auch Vermutungen und Interpretationen geäußert werden können (vgl. Kuckartz 2018: 118–119).

4. Ergebnisse

4.1 Ergebnisse der Sprachenportraits

Unmittelbar vor den Interviews wurden die Proband*innen gebeten, ein Sprachenportrait zu erstellen, um sich so über die eigenen Spracherfahrungen bewusst zu werden. Dabei sollten die Befragten alle Sprachen, die sie in ihrem Leben für relevant halten, in die Körpersilhouette einzeichnen. Im Anschluss daran folgte eine gemeinsame Reflexion darüber.

Bei der Analyse der Sprachenportraits konnten einige Gemeinsamkeiten festgestellt werden. Drei Proband*innen zeichneten zuerst ihre *Muttersprache* ein, und zwar im Herzen und im Kopf. Die rote Farbe wurde mit der Liebe zu dieser Sprache verbunden oder um ihre Wichtigkeit hervorzuheben. Doch größtenteils erfolgte die Auswahl der Farben aus Sicht der Gewährspersonen unbewusst und hatte für die Befragten keine Bedeutung. Die Muttersprache wurde meistens im Herzen oder im Kopf und Herzen verortet, mit der Begründung, dass man die Muttersprache liebe und in dieser Sprache denke. Die Ausnahme bildet die Probandin B1, für die ihre Muttersprache mittlerweile keine große Rolle mehr spielt, denn für sie sei Deutsch zu „ihrer“ Sprache geworden. Auf die Frage, ob sie eventuell noch eine Sprache lernen möchten, antworteten alle Gewährspersonen, dass sie für eine neue Sprache schon zu alt seien. Das Einzeichnen der Sprachen in die Körpersilhouette empfanden manche Proband*innen als „lustig“ und sie mussten immer wieder dabei lachen.

B4: Ja, dann nehme ich diese Farbe für meine Muttersprache. Wo soll ich malen, sie ist überall. So überall bisschen. Lustig, wie in der Schule (lacht) (774–775).

Eine weitere Gemeinsamkeit ist, dass alle Proband*innen neben ihrer Muttersprache bis auf Deutsch keine weitere Fremdsprache nannten. Sie würden lediglich auf Arabisch beten oder den Koran lesen, aber diese Sprache kaum verstehen.

Im nächsten Kapitel folgt eine detaillierte Analyse der Sprachenportraits.

4.1.1 Proband B1

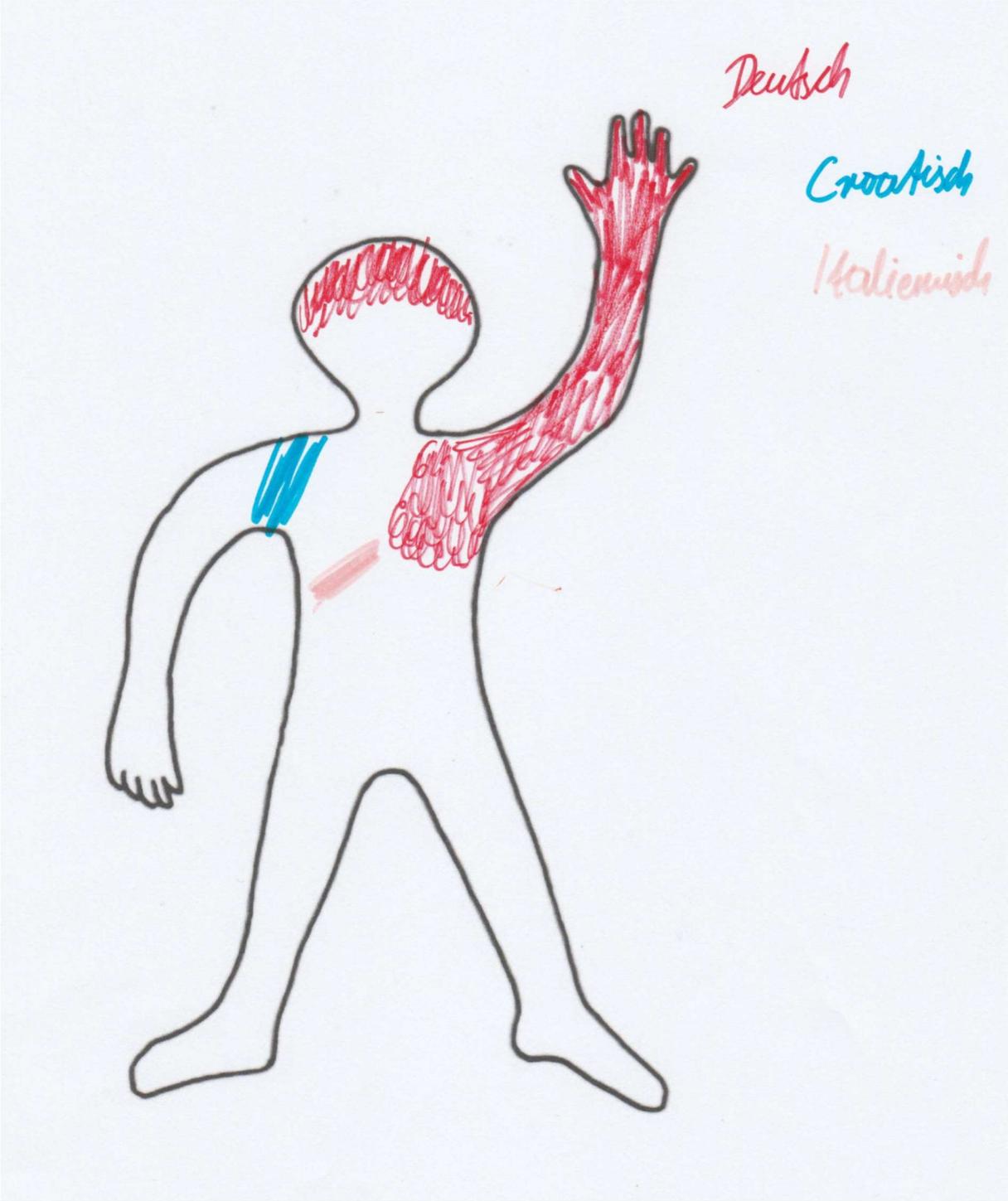


Abbildung 11: Sprachenportrait Proband B1

Die Probandin B1 zeichnete, anders als die anderen Proband*innen, zuerst die deutsche Sprache in die Körpersilhouette ein. Da sie mittlerweile schon auf Deutsch denke und das zu „ihrer“ Sprache geworden sei, markierte sie Deutsch im Herzen, im Kopf und malte den ganzen linken Arm an.

B1: Im Herzen ist jetzt schon Deutsch (...). Aber auch im Kopf. Ich denke auch auf Deutsch und nicht mehr auf Kroatisch. Also male ich auch den Kopf an (...). Und den ganzen Arm (21-22).

Dabei wählte die Probandin B1 die rote Farbe. Auf Nachfrage, warum die rote Farbe gewählt wurde, meinte die Probandin B1 lachend, dass das die Farbe der Liebe sei.

B1: Das ist die Farbe der Liebe (lacht) (27).

Mit dem Einzeichnen der Muttersprache, in diesem Fall Kroatisch, hatte die Probandin B1 Schwierigkeiten, da sie nicht wusste, wo sie Kroatisch einzeichnen sollte. Schließlich verortete die Probandin B1 Kroatisch am Oberarm.

B1: Ich weiß auch nicht. Nur bisschen noch. Aber wo (...)? Vielleicht ein bisschen da (...) (31).

Das zeigt deutlich, dass die Muttersprache für die Probandin B1 keine wichtige Rolle spielt. Kroatisch spricht sie lediglich mit ein paar Personen und sie hatte zwischenzeitlich schon Schwierigkeiten mit dem Kroatischen, weil sie die Sprache kaum sprach.

B1: Mit ihr spreche ich natürlich Kroatisch und mit einem älteren Ehepaar, für die ich die Sachwalterschaft und Patientenverfügung habe und so, weil sie keine Kinder haben. Ich habe zwischendurch schon Probleme mit dem Kroatisch gehabt. Jetzt bin ich wieder ein bisschen geübter, weil ich mit der Mama spreche, weil ich sie pflege. Ich hatte aber davor vieles vergessen. Und natürlich, weil ich mit 16 Jahren nach Wien gekommen bin. Jetzt bin ich ja schon über 50 Jahre in Österreich. Und mit dem Bruder und der Schwägerin spreche ich auch natürlich Kroatisch. Aber ich denke auf Deutsch und im Herzen ist Deutsch (238-244).

Auf die Frage, ob der Wunsch nach dem Erlernen einer weiteren Sprache besteht, meinte die Probandin B1, sie sei schon zu alt dafür, aber Italienisch gefalle ihr. Diese Sprache wurde ebenfalls in die Körpersilhouette, im Bauch, eingezeichnet, allerdings ohne Begründung.

4.1.2 Proband B2

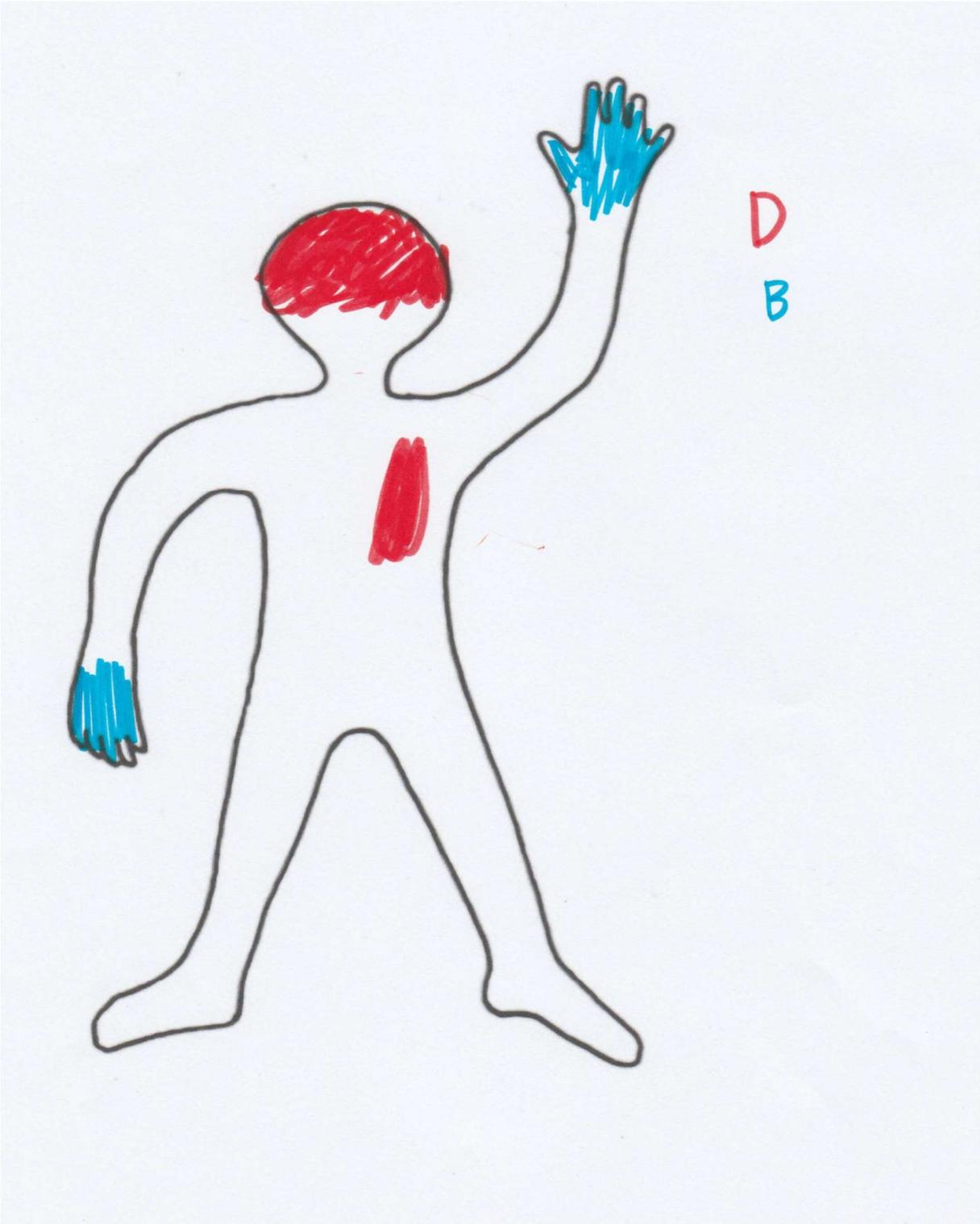


Abbildung 12: Sprachenportrait Proband B2

Der Proband B2 malte den ganzen Kopf und die Gegend des Herzens mit der roten Farbe an, die er für seine Muttersprache Bosnisch wählte. Er begründete das damit, dass er seine Muttersprache liebe und er zu Hause immer Bosnisch rede.

B2: Dann will ich Rot. Kopf male ich grün an und das Herz auch, weil ich liebe meine Sprache. So (...) (279-280).

Das bestätigt auch Krumms Meinung, der der Ansicht ist, dass diese Merkmale immer wieder auftauchen. Die Proband*innen zeichnen die Erstsprache rot ein, und zwar in der Nähe des Herzens oder im Kopf (vgl. Krumm 2001: 18).

Deutsch verortet der Proband B2 dagegen in den Händen mit der Begründung, dass man sich außerhalb der Wohnung auf Deutsch ausdrücken muss, wenn man etwas braucht.

B2: Also Bosnisch im Herzen, weil das meine Muttersprache ist, ja. Und das ist sehr wichtig für mich. Und im Kopf, weil wir zu Hause immer Bosnisch reden. Und Deutsch in Händen, weil wenn man was braucht, dann muss man draußen Deutsch sprechen (299-301).

Einerseits möchte der Proband B2 damit ausdrücken, wie wichtig ihm seine Muttersprache ist, andererseits demonstriert er die Notwendigkeit des Beherrschens der deutschen Sprache, wenn er „draußen“ etwas erledigen möchte.

4.1.3 Proband B3

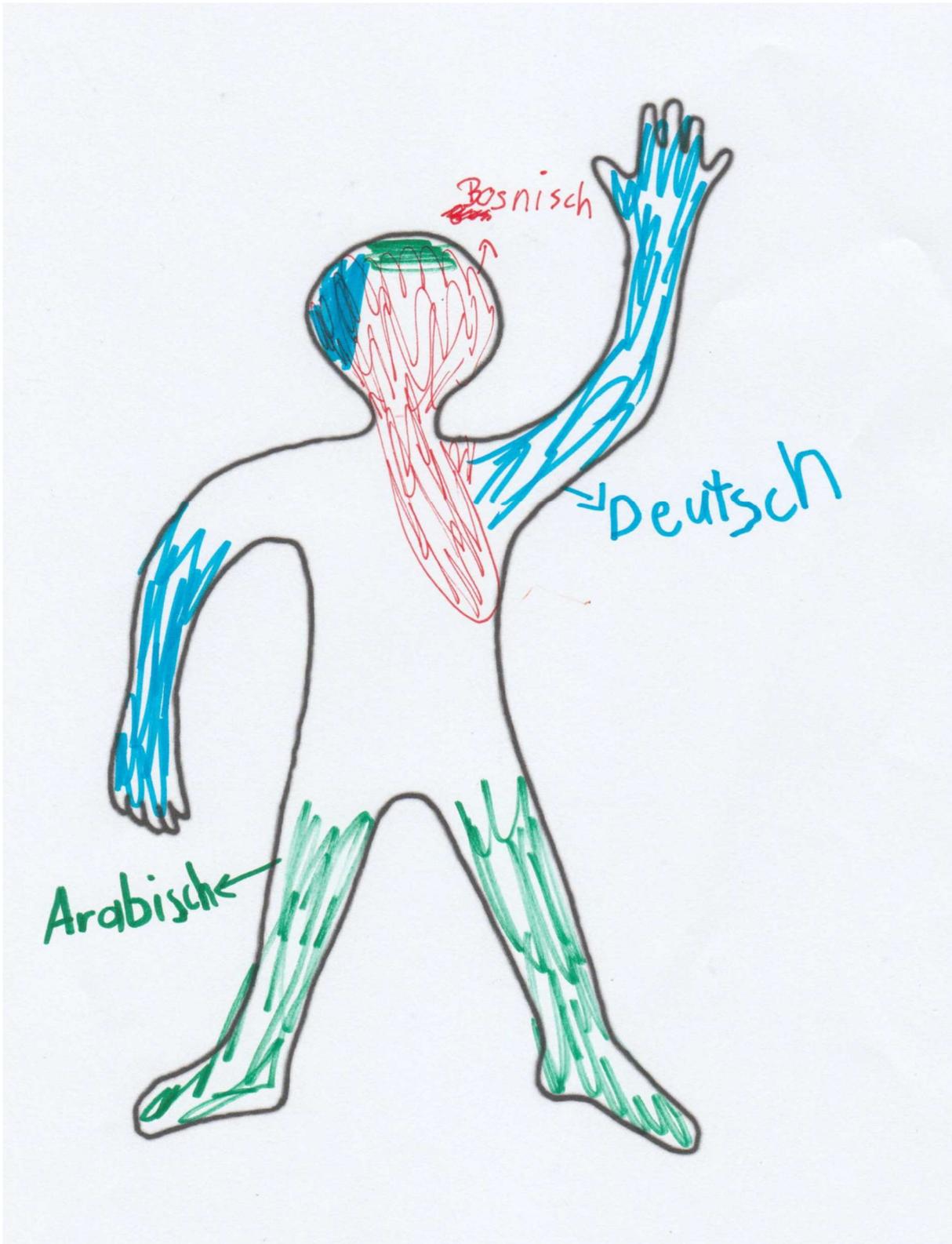


Abbildung 13: Sprachenportrait Proband B3

Proband B3 zeichnet ebenfalls seine Muttersprache mit einem roten Stift im Herzen und im Kopf ein, was Krumms (vgl. Krumm 2001: 18) Behauptung erneut bestätigt. Seiner Meinung nach wird die Muttersprache meistens im Oberkörper eingezeichnet und nimmt den größten Teil der Körpersilhouette ein (vgl. Krumm 2001: 14).

Der Proband B3 begründet die Auswahl der Farbe sowie die Verortung der Muttersprache damit, dass diese für ihn wichtig sei und er auf Bosnisch denke und spreche. Neben Bosnisch zeichnete der Proband B3 im Kopf auch Deutsch ein, weil er nach so vielen Jahren auch Deutsch im Kopf habe. Deutsch wurde auch in den Armen verortet, mit der Begründung, dass die Arme früher für die Arbeit gebraucht wurden.

B3: Ja, das ist schwierig. Vielleicht (...) das ist in meinen Armen, weil ich die deutsche Sprache für die Arbeit gebraucht habe. Aber sie ist auch im Kopf nach so vielen Jahren. Ich muss die Sprache im Kopf haben (544-546).

Im Kopf und in den Beinen befindet sich bei Proband B3 Arabisch. Diese Sprache wird nur zum Beten verwendet und spielt ansonsten keine wichtige Rolle in seinem Leben.

B3: Dann im Kopf und in meinen Beinen. Beim Beten braucht man Kopf und Beine [...] (563).

Für den Probanden B3 war das Anfertigen der Körpersilhouette ein bisschen „komisch“ und man konnte sehen, dass es ihm unangenehm war und er möglichst schnell das Einzeichnen der Sprache in die Silhouette beenden wollte.

B3: So (...) jetzt bin ich aber fertig. Das ist bisschen komisch. Keine Sprachen mehr (568).

4.1.4 Proband B4

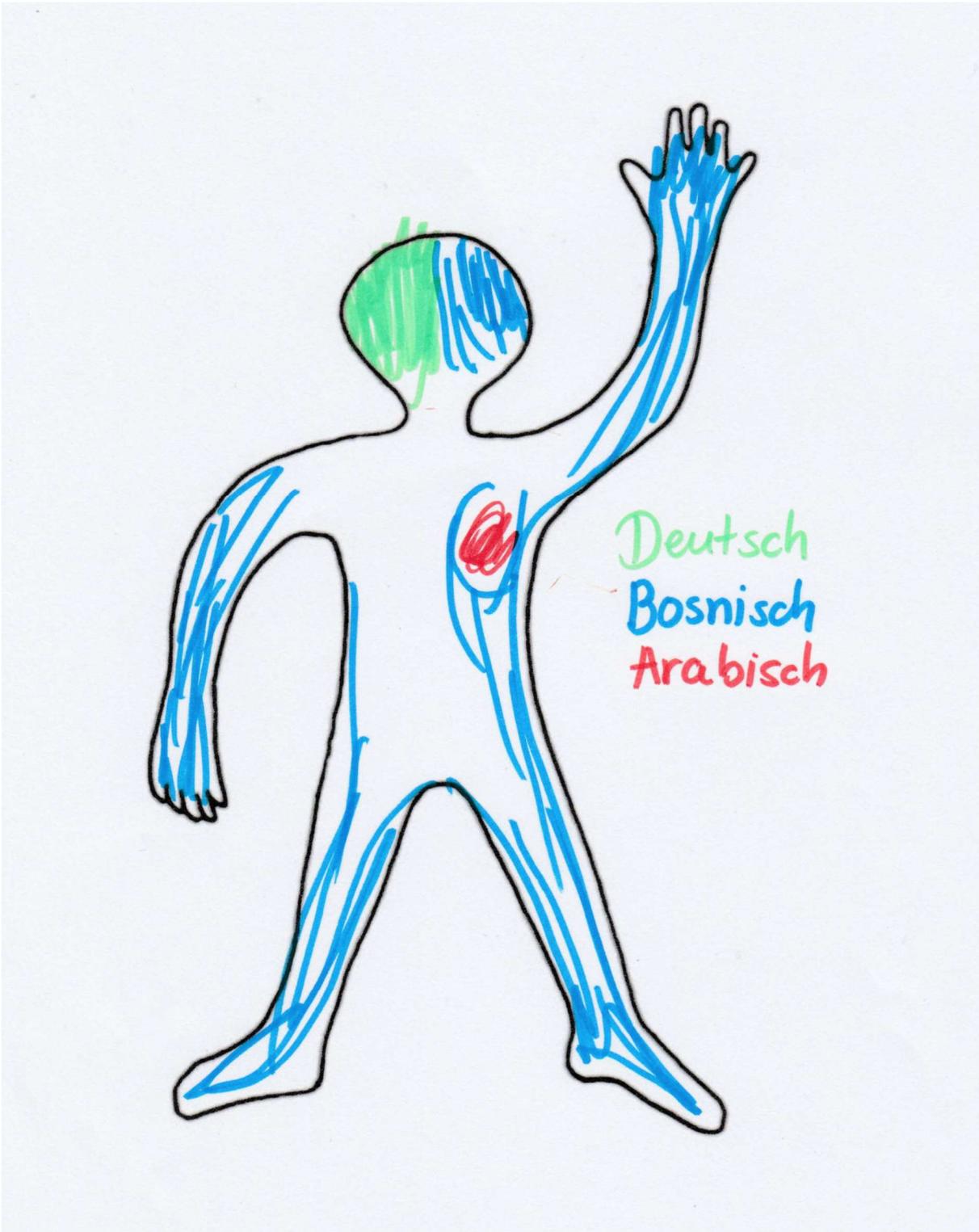


Abbildung 14: Sprachenportrait Proband B4

Das Erstellen des Sprachenportraits empfand die Probandin B4 als unterhaltsam und musste immer wieder dabei lachen. Das Malen in verschiedenen Farben verglich sie mit den Aufgaben der Kinder in der Schule.

B4: Ja, dann nehme ich diese Farbe für meine Muttersprache. Wo soll ich malen, sie ist überall. So überall bisschen. Lustig, wie in der Schule (lacht) (775–776).

B4: Dann nehme ich diese Farbe. Ich habe so lange nicht gemalt (lacht) [...] (790).

Die Muttersprache, Bosnisch, wurde in allen Teilen des Körpers eingezeichnet, weil sie laut der Probandin B4 überall sei. Damit wird Krumms Behauptung bestätigt, dass die Muttersprache den größten Teil der Körpersilhouette einnimmt (vgl. Krumm 2001: 14).

Die Probandin B4 fand es erst schwierig, Deutsch in den Körper zu verorten. Schließlich wurde es im Kopf eingetragen, mit der Begründung, dass sie beim Sprechen den Kopf verwenden müsse, um das Richtige zu sagen.

B4: Das ist so schwer (...). Ich weiß nicht. So das ist Deutsch. Wenn ich spreche, dann brauche ich meinen Kopf zum Denken und Überlegen, wie man etwas sagt [...] (795–796).

B4: Naja, man muss hier immer an die deutsche Sprache denken und sprechen. Für alles braucht man Deutsch. Im Supermarkt Deutsch, dann Arzt wieder Deutsch, im Bus oder Straßenbahn, auf der Straße (...). Ohne Deutsch geht das nicht, das ist immer im Kopf. Ich bin schon 54 Jahre in Österreich (818–821).

Im Herzen befindet sich bei der Probandin B4 Arabisch. Diese Sprache verwendet sie täglich beim Beten und manchmal beim Lesen des Korans, versteht aber nicht sehr viel. Beim Einzeichnen wählt sie die Farbe Rot, denn sie möchte damit die Wichtigkeit dieser Sprache hervorheben.

B4: Ein bisschen verstehe ich Arabisch. Ich bete jeden Tag und lese manchmal den Koran und war auch in Mekka auf dem Haddsch vor ein paar Jahren. Aber ich verstehe nicht viel, aber ist für mich wichtig [...] (802–804).

4.2 Spracherleben

Unter dem Spracherleben wird das subjektive Empfinden von Sprache oder Sprachlichkeit verstanden. Nach Busch (vgl. 2010: 58) wird das Spracherleben von der Biographie, dem Lebensweg des Menschen, sowie von der gesellschaftlichen Umgebung beeinflusst.

Der Erwerb der deutschen Sprache erfolgte bei allen Proband*innen erst im Erwachsenenalter in Österreich. Lediglich Probandin B1 kam bereits vor ihrer Migration in der Schule im Rahmen des Fremdsprachenunterrichts mit Deutsch in Kontakt. Nach eigenen Schilderungen waren jedoch ihre Sprachkenntnisse in Deutsch nicht ausreichend, um sich selbstständig unterhalten zu können. Sie sagte, sie hätte lediglich „eine Ahnung“ davon gehabt (vgl. B1: 105–106). Darüber hinaus hatte sie Schwierigkeiten mit dem Wiener Dialekt, der an ihrem Arbeitsplatz gesprochen wurde.

B1: Ja, schwierig (lacht). Vor allem (...). Ich habe Deutsch als Fremdsprache in der Schule gehabt. Ich habe schon eine Ahnung gehabt, aber den Wiener Dialekt habe ich überhaupt nicht verstanden. Und die haben alle den Wiener Dialekt gesprochen. Also ich habe ein Jahr lang (...). Das ist eine Katastrophe eigentlich gewesen, wenn ich so zurückdenke. Ein Jahr lang Garten gekehrt, Geschirr gewaschen, Hühner papriziert und kein Wort gesprochen. Ich habe ja nur kombiniert immer, was die mir sagen. Und manches Mal bin ich die Arbeit suchen gegangen, weil ich nicht verstanden habe, was die gesagt haben (105–111).

Hinsichtlich des Dialekts erzählt Proband B3 ebenfalls, dass Situationen, in denen er mit einem Dialekt konfrontiert wurde, besonders schwierig waren und er das Gefühl hatte, es wäre eine andere Sprache.

B3: Ich kann mich nicht erinnern genau, aber wenn jemand mit Dialekt gesprochen hat. Mein Gott, das war wie andere Sprache für mich. Da habe ich viele, viele Probleme gehabt. Das war wirklich nicht schön und heute finde ich es immer noch schwer. Was soll ich sagen (...), schwer (662–664).

Im Gegensatz zu den Probanden B1 und B3 stellte der Dialekt für den Probanden B2 kein Problem dar, denn aufgrund des Firmenstandortes in Niederösterreich erfolgte der Erwerb des Deutschen in einem stärker dialektal geprägten Kontext. Somit war der Gebrauch von Dialekt eine Normalität für den Probanden (vgl. B2: 484–487).

Da die Proband*innen keine Gelegenheit hatten, einen Sprachkurs zu besuchen, und oftmals nur mit Kollegen aus dem ehemaligen Jugoslawien zusammenarbeiteten, dauerte das Erlernen der deutschen Sprache entsprechend länger.

Dem Probanden B3 zufolge, musste er anfangs manchmal „mit Händen und Füßen reden“, um verstanden zu werden (vgl. B3: 598–599).

Da die Probanden die entsprechenden deutschen Begriffe nicht kannten, holten sie z. B. bei Arbeitsanweisungen nicht selten die falschen Gegenstände.

B3: Das stimmt. Wie habe ich gelernt? Das weiß ich nicht (lacht). Es waren paar Männer auch da aus meinem Land und irgendwie (...). Sie haben ein bisschen besser als ich verstanden. Manchmal wenn ich nicht verstanden habe, dann musste ich mit Händen und Füßen bisschen (...). Oder ich bin ein paar Mal gegangen, um ein Werkzeug zu holen. Das war immer falsch. Aber die Österreicher haben auch viel Geduld gehabt. Nicht ausgelacht oder so [...] (596–600).

B4: [...] Also das war sehr schwer und ohne Deutsch und allein. Ich habe gedacht, was hast du gemacht? Mein Gott, jemand will ein Messer von mir und ich bringe ihm Fleisch, so war das, bis ich ein bisschen besser verstanden habe [...] (872–874).

Aus Scham und Angst, etwas Falsches zu sagen, schwieg Probandin B4 oder sprach anfangs nur leise. Doch mit der Zeit traute sie sich mehr und wurde immer wieder von den Bekannten ermutigt, Deutsch zu sprechen.

B4: Jetzt schon, ja. Aber am Anfang natürlich nicht. Ich habe lang gebraucht, um selber etwas anfangen zu reden. Also ich habe viel verstanden dann, aber ich habe mich nicht wohl gefühlt, wenn ich gesprochen habe. Ich habe mich geschämt und habe dann auch leise gesprochen. Aber später, als ich gesehen habe, dass es nicht so schlimm ist, habe ich mehr angefangen zu sprechen. M. hat immer gedrängt „Sprich F., du musst sprechen“, hat sie gesagt, „sonst lernst du es nie.“ (...) So war das (969–974).

Probandin B1 beschrieb den Prozess des Erwerbs des Deutschen ähnlich. Aus Angst, Fehler beim Sprechen zu machen, schwieg sie sehr lange. Sie berichtet, dass sie ein Jahr lang kein Wort sprach und plötzlich begann, Deutsch zu reden (vgl. B1: 126–129).

Als etwas Unangenehmes empfand Proband B3 die Situationen, in denen er seine Kollegen um Hilfe bitten musste, weil er glaubte, ihnen auf diese Art und Weise eine Last zu sein. Infolgedessen sah er das als eine Motivation, die Sprache zu erlernen.

B3: Ja, irgendwann habe ich selber angefangen. Ich habe mich mehr getraut zu sagen (...) egal, falsch oder richtig. Man kann Kollegen paar Mal fragen, aber Leute mögen nicht, wenn man immer fragt. Es stört die Kollegen und ich habe mir selber gesagt, du musst keinem auf die Nerven gehen. Dann habe ich langsam angefangen. Irgendwie haben Sie mich verstanden. Aber dort waren auch viele Männer aus Jugoslawien, da braucht man nicht viel Deutsch (607–611).

Keiner der interviewten Probanden besuchte einen Deutschkurs. Die Gründe waren einerseits der Zeitmangel und Unwissen darüber, wie sie überhaupt zu einem Deutschkurs gelangen, und andererseits waren Deutschkenntnisse damals keine Voraussetzung für die Arbeitsbeschäftigung in Österreich.

B4: [...] In diesen ersten Jahren, als die Arbeiter aus Jugoslawien gekommen sind, gab es keine Kurse, vielleicht schon, ich weiß nicht, aber es waren auch nicht viele, die helfen konnten (874–876).

B1: Wer hätte mir denn...also ich habe keine Ahnung damals gehabt. Wie komme ich zu sowas überhaupt? [...] (133–134).

B3: Nein, nein. Das war anders, nicht so wie heute. Heute haben die Leute alles, wenn sie kommen. Aber damals war nur arbeiten wichtig, nicht die Sprache (615–616).

Im Laufe des Interviews erzählte Probandin B1, dass sie mit der Zeit die Sprache so gut beherrschte und sich sicher darin fühlte, dass sie ihren Führerschein auf Deutsch machte und eine Ausbildung zu Kindergärtnerin absolvierte.

B1: Sehr gut. Ich habe ja den Führerschein auf Deutsch gemacht und meine Leiterin hat mich so gedrängt, dass ich die Kindergartenschule mache. Sie sagte, ich wäre eine geborene Kindergärtnerin. Ich habe es mir zugetraut. Ich habe mich damals sicher beim Sprechen und Schreiben in der deutschen Sprache gefühlt. Damals war das so, dass man zwei Tage in die Schule ging und sonst Praxis. Ja, dann habe ich das auch gemacht [...] (176–180).

Probandin B1 beschreibt, wie wohl sie sich in der deutschen Sprache fühlt und dass sie bis heute mit ihren Kindern nur Deutsch spricht. Einer der Gründe dafür ist sicherlich, dass ihr Mann ein Österreicher war (vgl. B1: 198–199).

Inzwischen spielt Deutsch für alle vier Probanden eine wesentliche Rolle. Sie erklären, für wie wichtig sie es halten, ohne fremde Hilfe alles allein erledigen zu können. Sowohl Proband B2 als auch Proband B3 erzählen, dass sie in Situationen, in denen sie doch Hilfe brauchen, Unterstützung von ihren Kindern bekommen. Dennoch betont Proband B3, wie zufrieden er mit seinen Deutschkenntnissen ist.

B3: Schon sehr wichtig. Ich lebe hier, man muss hier Deutsch lernen und sprechen jeden Tag. Aber ich verstehe immer noch nicht alles, aber für mich genug. Ich kann zum Arzt gehen oder zum Supermarkt und alleine erledigen, was ich brauche. Wenn ich etwas in Papieren nicht verstehe, dann habe ich meine Kinder. Aber ich bin zufrieden, wie ich gelernt habe. Ohne Schule, alleine (700–704).

Ähnlich äußert sich auch Proband B2 zu seinen erlernten Sprachkenntnissen.

B2: Ja, schon. Ich glaube, ich habe gut genug gelernt. Natürlich gibt es Situationen, wo ich Hilfe brauche, aber meistens ich kann alleine meine Sachen erledigen. Ich habe noch besser früher gesprochen, aber nach dem Schlaganfall (...). Vielleicht merken Sie, dass ich bisschen schwieriger spreche. Ich werde schnell müde, schwitze dann. Es ist aber trotzdem gut (476–479).

4.2.1 Sprachliche Machtlosigkeit

Die Probanden befanden sich vor allem in der Anfangszeit oft in Situationen, in denen sie sich aufgrund ihrer unzureichenden Sprachkenntnisse machtlos fühlten.

Probandin B1 kam ohne Begleitung im Alter von 16 Jahren als Arbeitskraft nach Österreich und erzählt, dass sie niemanden hatte, der ihr beim Übersetzen helfen konnte und betont, dass sie sich alles selbst erarbeiten musste. Ein Jahr lang kommunizierte sie nicht mit den Kollegen, sondern befolgte lediglich Arbeitsaufträge, so gut sie es konnte. Oft verstand sie jedoch die Anweisungen der Vorgesetzten nicht und war somit gezwungen, sich die Arbeit allein zu suchen (vgl. B1: 110–111). Probandin B1 erinnert sich an viele Situationen in den Anfangsmonaten, in denen sie Schwierigkeiten hatte, sich sprachlich auszudrücken.

B1: Es gab am Anfang vieles. Das war beim Arzt. Man konnte nicht richtig sagen, was einem fehlt. Oder eben in der Arbeit. Ich habe mir Arbeit gesucht. Weil ich nicht verstanden habe, habe ich alles gemacht. Ich habe auch sicher zu viel gemacht, was ich gar nicht musste. Aber was sollte ich machen, so war das eben (249–252).

Eine weitere Hürde stellte für Probandin B1 der von den Kollegen gesprochene Dialekt dar, den sie nur schwer verstand (vgl. B1: 106–107).

Proband B3 beschreibt ebenfalls, dass der Dialekt für ihn damals eine Sprachbarriere darstellte und er das Gefühl hatte, es wäre eine andere Sprache. Er betont, dass er bis heute Schwierigkeiten beim Verstehen des Dialekts hat (vgl. B3: 662–664).

Proband B2 erzählt von einem Vorfall, bei dem es aufgrund fehlender Sprachkenntnisse zu Missverständnissen mit seiner Arbeitserlaubnis kam.

B2: Also ich war da in Klagenfurt nur drei Monate. Ich habe nicht gewusst, dass ich Papiere für ein Jahr hatte. Ich habe gedacht, ich muss zurück. Also ich habe fast nichts verstanden. Bisschen, nur wenig (327–329).

Er äußert die Vermutung, dass seine Kollegen ebenfalls Schwierigkeiten mit dem Verstehen der deutschen Sprache hatten und ihm somit nicht helfen konnten.

B2: Das war 1973. 1973 von November bis Jänner oder Februar. Ich weiß auch nicht mehr genau, schon lang her. Ich habe gar nicht gewusst, dass ich länger bleiben und arbeiten konnte, weil mein Deutsch nicht gut war. Später habe ich das erfahren. Und meine Kollegen haben auch nicht gut verstanden, keiner hat mir geholfen. Schade, damals habe ich in der Woche 1000 Schilling verdient. Aber Freitagnachmittag und Samstag habe ich privat gearbeitet, das war genug für mich für das Essen und Rest habe ich nach Hause geschickt (333–338).

Während er ein paar Jahre später auf eine erneute Arbeitserlaubnis wartete, ereignete sich ein weiterer Zwischenfall, an den sich Proband B2 bis heute erinnert. Um ein wenig Geld zu verdienen, sollte er bei dem Vorgesetzten eines Bekannten etwas im Garten graben. Allerdings verstand er die genauen Anweisungen seines Auftraggebers nicht und arbeitete viel mehr als er sollte.

B2: Nein, nein. Ich habe nur paar Worte gesprochen. Ich habe das schnell gegessen und getrunken und schnell wieder gegraben. Als der Chef so am Nachmittag um fünf gekommen ist, war er in Schock und hat gesagt: „Das gibt’s ja nicht. Das gibt’s ja nicht.“ Da habe ich richtig Angst bekommen. Ich habe gedacht, was habe ich jetzt gemacht? Und ich war noch im Loch drinnen und er hat mir eine Leiter gegeben und gesagt: „Raus, raus.“ (374–378).

Um ihm antworten zu können, waren seine Deutschkenntnisse jedoch nicht ausreichend.

B2: Ja, ein bisschen schon verstanden. Aber ich konnte nicht antworten (383).

B2: Ja, verzweifelt und ich hatte Angst. Ich habe gedacht, ich habe großen Fehler gemacht. „Raus, raus.“, hat er gesagt. Aber dann hat er mir ein Bier gebracht und bisschen später ist der Freund gekommen, der mir diese Arbeit gefunden hat und hat mir gesagt, ich sollte das ein paar Tage machen und nicht alles an diesem Tag. Das war zu viel. Aber ich war noch jung und stark und habe fast ohne Pause da gegraben und gegraben. Ich wollte zeigen, ich bin sehr fleißig (387–397).

4.2.2 Erfolgserlebnisse

Neben den Momenten, in denen die Probanden sich sprachlich nicht ausdrücken konnten, gab es auch Erfolgserlebnisse, die sich einprägten und an die sie sich gerne zurückerinnern.

Probandin B1 erzählt, sie habe nach einem ganzen Jahr auf einmal angefangen Deutsch zu sprechen. Da sie zuvor nur schweigend ihre Arbeit erledigte, waren die Kollegen darüber sehr verwundert.

B1: Ja, und da waren sie alle wie versteinert in der Küche gestanden (lacht). Die haben damals MIMI zu mir gesagt. So: „Mimi, du kannst Deutsch sprechen. Du wirst nicht mehr Geschirr waschen. In die Küche mir dir.“ (120–122).

Dadurch bekam sie eine bessere Position in der Arbeit, worauf sie sehr stolz war.

B1: Natürlich stolz. Jetzt habe ich es geschafft (lacht). Ich habe ja die ganze Zeit nur gesammelt (...). Was hätte ich tun sollen? Ich habe mich auch nicht getraut zu reden. Ich wollte ja nichts falsch sagen, obwohl ich schon bisschen von der Schule kannte. Ich habe gedacht, lieber bleibe ich ruhig, aber so viel habe ich auch nicht verstanden (126–129).

Aufgrund der Fähigkeit, sich sprachlich ausdrücken zu können, fühlte Probandin B1 sich akzeptiert und zugehörig. Sie war der Meinung, endlich etwas erreicht zu haben. Zuvor hatte sie große Hemmungen, sich sprachlich zu äußern.

B1: [...] Aber dann habe ich mich das erste Mal dazugehörig gefühlt. Ich konnte auch etwas sagen, etwas mitteilen (...). Ja, also das war der Anfang dann und dann war ich in der Küche und habe jeden Tag drei Apfelstrudel gezogen. Die waren ganz begeistert [...] (134–136).

Darüber hinaus zählen die zu einem späteren Zeitpunkt absolvierte Ausbildung zur Kindergärtnerin und der bestandene Führerschein auf Deutsch zu den großen Erfolgserlebnissen von Probandin B1 (vgl. B1: 176–184).

Probandin B4 berichtet in ihrem Interview ebenfalls von einem glücklichen Moment in ihrem Leben. Mit dem Wechsel der Firma bekam sie einen Arbeitsplatz, an dem zum größten Teil Österreicher arbeiteten. Aufgrund ihrer mittlerweile guten Deutschkenntnisse und des selbstständigen Arbeitens fühlte sich bestätigt.

B4: [...] Dann habe ich auch die Firma gewechselt. Da habe ich mich wieder gut gefühlt und die Arbeit war gut, das war eine Fließbandarbeit. Und da waren nur Österreicher, aber ich habe damals auch gut gesprochen und ich habe keine Übersetzung mehr gebraucht. Ich war selbstständig und glücklich. Oder nein, eine Frau aus Kroatien hat auch dort gearbeitet. Aber alle, die Kollegen und der Chef waren sehr nett, und wir haben uns alle respektiert. Er ist oft zu mir gekommen, und hat gefragt: „F. wie geht es dir?“ Das war für mich sehr wertvoll, ein Zeichen von Respekt, ich habe mich da wohlgeföhlt [...] (937–943).

4.3 Schlüsselerlebnisse

Die Probandin B1 verbindet das erste Schlüsselerlebnis bereits mit ihrer Einreise nach Österreich und dem Versprechen gegenüber sich selbst, nie wieder in ihr Heimatland zurückzukehren. Als junges Mädchen hatte sie den Wunsch, eine kaufmännische Schule zu besuchen und später Innenarchitektin zu werden, doch dieser Wunsch blieb ihr leider verwehrt.

B1: Ich bin nach Österreich gekommen, weil ich enttäuscht war von meiner Heimat. Und wie ich da weg von zu Hause gegangen bin, habe ich mir geschworen, nie mehr wieder nach Hause in mein Heimatland. Also meine Eltern haben einen kleinen Bauernhof gehabt mit sieben Morgen Land und das hat mir nie gefallen, am Land zu arbeiten. Am Acker und so. Das hat mir nie gefallen. Ich habe gut gelernt in der Schule, weil ich wollte weiter in die Schule gehen. Mein Traum war immer schon gewesen, irgendwie Innenarchitektur oder so. Ich wollte da zuerst eine kaufmännische Schule machen, mit Matura und dass ich mich da weiterbilden kann. Mein Zeugnis war schön. Mein Vater und ich sind damals (...), also ich bin in einem kleinen Dorf an der ungarischen Grenze aufgewachsen. Das heißt N. Und dann war der größere Ort eine kleine Stadt. Das war P. und dort mussten wir uns anmelden, wenn man die Schule machen wollte. Ich bin mit meinem Vater und dem Zeugnis dorthin gekommen. Ja, also Zeugnis (...) hergezeigt (...), gut. Und dann hat der Zuständige damals gefragt, wie viel Land mein Vater hat. Und dann hat ihm mein Vater gesagt: sieben Morgen. Dann hat er gesagt, wenn das so ist, dann tut es ihm leid, er kann mir nicht die (...), also den Schulplatz geben, weil da gibt es Leute, die nichts haben und damit die Kinder was lernen können (56–70).

Ihrer Meinung nach gab es viele sowohl positive als auch negative Erlebnisse, an die sich bis heute erinnert. Dies waren besonders die Arztbesuche und das richtige Verstehen von Arbeitsanweisungen von Vorgesetzten und Kollegen. Probandin B1 ist sich sicher, deutlich mehr als von ihr gefordert in der Arbeit gemacht zu haben (vgl. B1: 245–252).

Obwohl sie allmählich mehr verstand, hatte sie große Hemmungen, auf Deutsch zu sprechen. Probandin B1 erinnert sich lachend an das Ereignis, als sie eines Tages den Mut aufbrachte und Deutsch mit den Kollegen sprach. Da ihre guten Sprachkenntnisse für die Mitarbeiter unerwartet waren, standen alle wie versteinert in der Küche. Daraufhin bekam Probandin eine bessere Stelle beim Arbeitgeber.

B1: Ja, und da waren sie alle wie versteinert in der Küche gestanden (lacht). Die haben damals MIMI zu mir gesagt. So: „Mimi, du kannst Deutsch sprechen. Du wirst nicht mehr Geschirr waschen. In die Küche mir dir“ (10-122).

Das erste zentrale Schlüsselerlebnis verbindet Proband B2 mit seinem ersten Aufenthalt in Klagenfurt. Aus Mangel an Sprachkenntnissen verließ er trotz einjähriger Arbeitserlaubnis bereits nach drei Monaten seinen Arbeitsplatz und kehrte in sein Heimatland zurück. Erst später erfuhr er von diesem Missverständnis, was er sehr bedauerte.

B2: Also ich war da in Klagenfurt nur drei Monate. Ich habe nicht gewusst, dass ich Papiere für ein Jahr hatte. Ich habe gedacht, ich muss zurück. Also ich habe fast nichts verstanden. Bisschen, nur wenig (327–329).

B2: Das war 1973. 1973 von November bis Jänner oder Februar. Ich weiß auch nicht mehr genau, schon lang her. Ich habe gar nicht gewusst, dass ich länger bleiben und arbeiten konnte, weil mein Deutsch nicht gut war. Später habe ich das erfahren. Und meine Kollegen haben auch nicht gut verstanden, keiner hat mir geholfen. Schade, damals habe ich in der Woche 1000 Schilling verdient. Aber Freitagnachmittag und Samstag habe ich privat gearbeitet, das war genug für mich für das Essen und Rest habe ich nach Hause geschickt (333–338).

Ein prägender Moment stellt für den Probanden auch seine ersten Monate in Österreich dar, als er diverse Tätigkeiten ausübte, um die Zeit bis zum Erhalt der Arbeitserlaubnis zu überbrücken. Während der Ausführung seines Auftrags glaubte er, kontrolliert zu werden. Da sich der Proband besonders fleißig zeigen wollte, arbeitete er viel mehr als nötig. Der Arbeitgeber zeigte sich schockiert darüber, was er als negativ auffasste und Angst bekam.

B2: [...] Und einmal ist ein Bekannter gekommen und hat gefragt, will ich schwarzarbeiten gehen. Er war Hausmeister in einem Wohnhaus. Ich soll etwas graben für seinen Chef. Er hatte einen Platz beim Kleingartenverein im 11. Bezirk. „Kannst du so vier Meter mal vier Meter graben“, hat er gefragt. Natürlich wollte ich Geld verdienen. So fünf oder sechs Tage soll ich dort graben und werde gut verdienen. Und dort war eine ältere Frau, die hat immer geschaut, wie ich arbeite. Ich habe gedacht, sie kontrolliert mich, dass ich nicht zu viel sitze. Dann habe ich gegraben und gegraben. Sehr oft hat sie Kaffee und Kuchen gebracht und hat dann gesagt, ich soll sitzen. Das habe ich verstanden: „Sitzen, sitzen“ (362–370).

Das Missverständnis wurde schließlich beseitigt, als ihm der Arbeitgeber erklärte, dass er nur erstaunt darüber war, wie viel er an einem Tag schaffte. Der Proband betont ebenso, wie überrascht er über die Bezahlung war.

B2: [...] Aber dann hat er mir ein Bier gebracht und bisschen später ist der Freund gekommen, der mir diese Arbeit gefunden hat und hat mir gesagt, ich sollte das ein paar Tage machen und nicht alles an diesem Tag. Das war zu viel. Aber ich war noch jung und stark und habe fast ohne Pause da gegraben und gegraben. Ich wollte zeigen, ich bin sehr fleißig. Der Chef hat mir dann 1000 Schilling gegeben. Ganz Österreich hat sich um mich gedreht, so viel habe ich noch nie gesehen. Am zweiten Tag bei diesem Mann habe ich noch 1000 Schilling verdient. Am dritten Tag noch 1000 Schilling. Alles in diesem Garten. Und so habe ich schwarzgearbeitet, bis meine Papiere fertig waren. Das war am 6. Oktober 1980 [...] (388–395).

Was dem Probanden B2 gut in Erinnerung geblieben ist, war der Südbahnhof, der zu dieser Zeit einen zentralen Sammelplatz für „Gastarbeiter“ darstellte. Dem Probanden zufolge waren die ausländischen Arbeitskräfte bei den österreichischen Arbeitnehmern sehr begehrt. Denn es bestand die Möglichkeit, auch am Wochenende für private Arbeiten engagiert zu werden. Die Deutschkenntnisse spielten dabei keine wichtige Rolle. Der Proband schildert jedoch, dass er ein solides Gehalt erhielt und solche Angebote nie in Anspruch nahm.

B2: Oh nein, sowas gab es nicht. Wissen Sie wie es früher war, man kommt zum Südbahnhof (...) also jetzt sieht es da gut aus, aber früher (...). Das war wie ein Sammelplatz. Man kommt dahin und die Österreicher reißen sich um uns. Die haben Arbeiter gesucht und viel Geld geboten. Aber das habe ich nicht gemacht. Man konnte einfach am Samstag zum Südbahnhof gehen und privat für jemanden arbeiten. Aber ich wollte das nie. Mir war es in meiner Firma genug, mit Kindergeld und Gehalt solide, immer so 16 000 bis 18000 Schilling, Urlaubsgeld, Weihnachtsgeld. Für mich war es genug. Ich musste auch zu Hause immer was machen, wenn ich nach Bosnien gefahren bin. Da arbeiten, dort arbeiten. Aber wer wollte, konnte hier in Österreich Tag und Nacht arbeiten, so viel Arbeit gab es. Man konnte noch ein Gehalt dazu verdienen. Ich war aber nie hinter Geld her. So viel wie ich hatte, so viel habe ich ausgegeben. So war das (413–423).

Sowohl für den Probanden B2 als auch für den Probanden B3 stellen die Probleme bei der Wohnungssuche wesentliche Schlüsselmomente dar. Sie sind der Ansicht, dass die Gründe dafür zum einen Diskriminierung aufgrund der Herkunft und ihre schlechten Sprachkenntnisse waren und zum anderen, dass sie Kinder hatten.

B2: Wir konnten keine Wohnung finden. Das war wirklich schwer. Ich glaube, das war, weil wir Ausländer waren, mit drei Kindern (...). Dann habe ich eine Wohnung in Langenrohr gefunden. Ein Bekannter hat da in einer Kneipe gearbeitet und da oben waren Wohnungen. Aber das war so alt, ein Stall, bisschen saniert. 8000 Schilling wollten sie für die Miete, das war mein halbes Gehalt. 16000 Schilling nur für den Vertrag auf drei Jahre an das Finanzamt musste ich zahlen. Das war eine schwere Zeit [...] (452–457).

B3: Wissen Sie was, ja. Wir hatten große Probleme, eine Wohnung zu bekommen. Als ich allein hier war, dann habe ich mit Kollegen gewohnt. Aber dann (...). Niemand wollte mir und meiner Familie eine Wohnung geben. Das ist sicher, weil wir Ausländer sind und nicht gut Deutsch sprechen. Wenn sie nur den Namen gehört haben (...). Später haben wir dann eine Gemeindewohnung bekommen und dann wieder eine größere. Ehrlich gab es viele schwere Situationen, aber so war das (733–738).

Das erste Schlüsselerlebnis verbindet Proband B3 mit der Ankunft in Österreich. Anders als erwartet, fand er eine kleine, mit vielen Betten ausgestattete Wohnung vor, worüber er entsetzt war.

B3: Ich habe gedacht, oh Gott, wo bin ich. Alle zusammen waren sie in einer kleinen Wohnung. So viele Betten, kann man sich nicht vorstellen. Das würde niemand glauben. Heute würden die jungen Leute das nicht tun [...] (586–587).

Bis zu seiner Einreise hatte er ein anderes Bild von Österreich. Aufgrund der Tatsache, wie sich die in Österreich lebenden Gastarbeiter*innen während des Urlaubs in ihrem Heimatland zeigten, sah der Proband Österreich mit Wohlstand verbunden.

B3: [...] In Österreich waren paar von den früheren Bauern aus dem Dorf. Ein bisschen ältere Männer, vielleicht waren auch paar Junge. Weiß nicht mehr. Und immer, wenn sie zu Besuch nach Hause gekommen sind, also nach Bosnien, sie waren alle so schick mit weißem Hemd und so. Manchmal mit Krawatte. Ich habe gedacht, was machen die und wie viel verdienen sie? Ich will auch dort arbeiten [...] (574–578).

Proband B3 erinnert sich an Momente, in denen er große Schwierigkeiten hatte, die im Dialekt sprechenden Personen zu verstehen. Obwohl er die deutsche Sprache gut beherrscht, fallen ihm bis heute solche Situationen schwer (vgl. B3: 662–664).

Darüber hinaus erzählt Proband B3 von seinen Erfahrungen am Arbeitsplatz. Wenn er geschickt wurde, um Werkzeug zu holen, brachte er aufgrund schlechter Deutschkenntnisse meistens etwas Falsches mit.

B3: [...] Manchmal, wenn ich nicht verstanden habe, dann musste ich mit Händen und Füßen bisschen (...). Oder ich bin ein paar Mal gegangen, um ein Werkzeug zu holen. Das war immer falsch. Aber die Österreicher haben auch viel Geduld gehabt. Nicht ausgelacht oder so. Und wir haben gut gearbeitet, da gab es nie Probleme. Zuerst war ich Hilfsarbeiter und später habe ich gewechselt [...] (598–601).

Auch Probandin B4 spricht von ähnlichen Erfahrungen in ihrer Anfangszeit.

B4: [...] Also das war sehr schwer und ohne Deutsch und allein. Ich habe gedacht, was hast du gemacht? Mein Gott, jemand will ein Messer von mir und ich bringe ihm Fleisch, so war das, bis ich ein bisschen besser verstanden habe [...] (872–874).

4.4 Soziale Inklusion/Exklusion

Obwohl es für den Terminus soziale Inklusion bis heute keine allgemein anerkannte Definition gibt, lässt sie sich „grundsätzlich durch die Modi der gesellschaftlichen Zugehörigkeit – Interdependenz und Partizipation – beschreiben“ (Huster / Boeckh / Mogge-Grotjahn 2012: 104). Soziale Exklusion ist damit mit der sozialen Ausgrenzung gleichzusetzen.

Probandin B1 fühlte sich das erste Mal in der österreichischen Gesellschaft zugehörig, als sie anfang, auf Deutsch mit ihren Arbeitskollegen zu kommunizieren. Arbeitete sie bis dahin nur als Hilfskraft, durfte Probandin B1 nun auch verantwortungsvollere Tätigkeiten übernehmen. Dadurch fühlte sie sich selbstbewusster und hatte das Gefühl, etwas erreicht zu haben (vgl. B1:1261–29).

B1: [...] Natürlich stolz. Jetzt habe ich es geschafft (lacht). Ich habe ja die ganze Zeit nur gesammelt [...] (126).

B1: [...] Aber dann habe ich mich das erste Mal dazugehörig gefühlt. Ich konnte auch etwas sagen, etwas mitteilen (...). Ja, also das war der Anfang dann und dann war ich in der Küche und habe jeden Tag drei Apfelstrudel gezogen. Die waren ganz begeistert [...] (134–136).

Die abgeschlossene Ausbildung zur Kindergärtnerin und den Erhalt des österreichischen Führerscheins zählt Probandin B1 ebenfalls zu ihren sozialen Erfolgen (vgl. B1: 176–180).

Ausgeschlossen fühlte sie sich allerdings erst zu einem viel späteren Zeitpunkt. Die Probandin erzählt, dass sie das Gefühl hatte, nirgends dazuzugehören. Sie beschreibt dieses Gefühl als ein Schweben, bei dem Sie keine Österreicherin, aber auch keine Kroatin mehr war.

B1: [...] Aber dann ist eine Zeit gekommen, wo ich schon das Gefühl gehabt habe, ich bin keine Österreicherin und ich bin auch keine Kroatin. Also ich war so...irgendwie geschwebt. Dort bin ich nicht mehr zu Hause, aber da auch nicht. Aber das hat sich mit der Zeit gelegt. Also es ist nicht so, dass ich nicht akzeptiert wurde von meinen Kolleginnen. Schon (...), aber (...) (180–184).

Das Gefühl der Nichtzugehörigkeit verstärkte sich dadurch, dass sie nicht mit allen Kollegen zurechtkam. Sie erzählt von einem schlechten Gefühl, das sie in Bezug auf ihre Kolleginnen hatte.

B1: Privat hatte ich nie dieses Gefühl, nur am Arbeitsplatz. Das kam nicht von den Eltern, im Gegenteil. Die haben mich alle sehr gern gehabt, sondern ich habe das Gefühl gehabt, unter den Kolleginnen. Aber auch nicht bei allen. Und mit denen, wo ich mich gut verstanden habe, habe ich bis heute noch Kontakt. Und mit den anderen (...) ich habe das schon immer gespürt, wer hinterrücks redet, ich habe das gespürt. Eine andere Kollegin hat das dann auch zugegeben und gesagt, wer über mich schlecht redet. Dann habe ich natürlich solche Leute auch gemieden, man muss ja nicht (...), nicht mit allen (188–194).

Die Probandin denkt jedoch, dass der Grund für das Nichtdazugehören nicht ihre mangelnden Sprachkenntnisse waren, denn zu diesem Zeitpunkt beherrschte sie die Sprache gut und sprach mit ihrer Familie ausschließlich auf Deutsch (vgl. B1: 198–200).

Die meisten Probanden nahmen kaum am gesellschaftlichen Leben in Österreich teil. Sie verbrachten ihre Freizeit hauptsächlich mit ihren Landsleuten und hatten außerhalb der Arbeit nur selten Kontakt mit Österreichern. Proband B2 betont jedoch, dass Sie nie in Konflikte verwickelt waren und auch nie aufgrund ihrer Herkunft diskriminiert wurden.

B2: Natürlich gab es das. Die österreichischen Kollegen waren zusammen und wir haben da nicht so dazugehört. Und dann haben wir uns aus Jugoslawien miteinander getroffen in der freien Zeit. Das war normal. Aber ich hatte nie Probleme oder Streit, sie haben uns alle Ausländer gut behandelt, weil wir gut gearbeitet haben. Sie sagten, sie brauchen keinen Bagger, das machen wir alles so. So gut haben wir gearbeitet, waren fleißig. Der Ausländer ist ein Bagger. Das war einfach so, wirklich. Gehasst haben Sie uns nicht, weil wir Ausländer waren. Ich habe diese Erfahrung nicht (427–433).

Der Proband erzählt, dass er mittlerweile mehr Kontakt mit österreichischen Nachbarn und Bekannten hat. Er beschreibt ebenfalls sein gutes Verhältnis zu den Nachbarn, mit denen sich eine brüderliche Freundschaft entwickelt hat.

B2: Früher weniger, weniger. Eigentlich gab es das schon ab und zu. Nicht so mit Kollegen, aber mit Nachbarn und Bekannten schon, ja. Nicht so viel, aber manchmal schon. Meistens waren wir aus Bosnien zusammen, ich hatte viele Freunde hier aus Bosnien, aus meinem Dorf und viele Bekannte. So dass ich mich meistens mit ihnen getroffen habe. Jetzt haben wir schon mehr Kontakt. Wir haben auch so gute Nachbarn. Manchmal bin ich paar Monate in Bosnien und sie schauen dann in meiner Wohnung, ob alles in Ordnung ist. Umarmen uns, wenn wir wieder kommen, wie Brüder. Das ist die Wahrheit, wirklich. Aber früher hatten wir auch nicht so viel Zeit. Wenn das Wochenende kommt, dann sind wir nach Hause gefahren. Meine Familie war noch in Bosnien. Am Freitag nach der Arbeit (...) ab nach Hause [...] (437–445).

Obwohl Proband B3 ebenso betont, dass er nie Probleme aufgrund der Sprache hatte und auch nie direkt eine Diskriminierung erfahren hat, fühlte er sich dennoch ausgeschlossen. Seiner Meinung nach spielte dabei seine Herkunft eine Rolle.

B3: Ich weiß nicht (...). Keine Ahnung. Das war einfach so. Jeder ist mit seinen Leuten. Ich glaube, das ist nicht wegen der Sprache. Wir waren nicht Österreicher (638–639).

B3: Natürlich war da so ein Gefühl, aber ich hatte nie Probleme. Niemand sagt, du darfst das und das nicht, du bist nicht gut, aber man fühlt etwas. Man ist anders (648–649).

Trotz seiner Ansicht, die Sprache gut gelernt zu haben, beschreibt Proband B3 die Situationen, in denen es um Behördengänge oder Ausfüllen von Formularen geht, als schwierig und erniedrigend (vgl. B3: 715–718).

Auf die Frage, ob es doch einmal einen diskriminierenden Vorfall gab, antwortete Proband B3 folgendermaßen:

B3: Wissen Sie was, ja. Wir hatten große Probleme, eine Wohnung zu bekommen. Als ich allein hier war, dann habe ich mit Kollegen gewohnt. Aber dann (...). Niemand wollte mir und meiner Familie eine Wohnung geben. Das ist sicher, weil wir Ausländer sind und nicht gut Deutsch sprechen. Wenn sie nur den Namen gehört haben (...). Später haben wir dann eine Gemeindewohnung bekommen und dann wieder eine größere. Ehrlich gab es viele schwere Situationen, aber so war das (733–738).

Probandin B4 beschreibt ihre Anfangszeit in Österreich als sehr schwer. Ausgeschlossen fühlte sie sich nicht nur aufgrund der Tatsache, dass sie die Sprache nicht beherrschte, sondern auch, weil alles für sie neu war und sie sich einsam fühlte. Nachdem auch der Ehemann eine Arbeit in Österreich gefunden hatte, besserte sich die Situation (vgl. B4: 894–908).

Die Probandin betont immer wieder, wie dankbar sie Österreich ist und dass es nie Konflikte gab. Sie fühlte sich von ihren Vorgesetzten sehr wertgeschätzt und respektiert.

B4: [...] Aber alle, die Kollegen und der Chef waren sehr nett, und wir haben uns alle respektiert. Er ist oft zu mir gekommen, und hat gefragt: „F. wie geht es dir?“ Das war für mich sehr wertvoll, ein Zeichen von Respekt, ich habe mich da wohlgefühlt [...] (940–943).

Die Probandin erzählt auch von Freundschaften, die sich im Laufe der Zeit mit Kollegen entwickelt haben. Ein Ereignis ist ihr besonders positiv im Gedächtnis geblieben. Der respektvolle Umgang einer Kollegin mit ihrer Familie während eines Besuchs war für sie ein Zeichen von Wertschätzung und Zugehörigkeit.

B4: Ich kann mich erinnern, meine Kollegin M. hat mich und meinen Mann zum Abendessen eingeladen. Und dann hat sie mich in die Küche gerufen und gezeigt, dass sie kein Schweinefleisch kocht und ich muss mir keine Sorgen machen. „Schau da F.“, hat sie gesagt, „das ist Hühnerfleisch ohne Schweinefett.“ Sie hat gewusst, ich esse kein Schweinefleisch. Da habe ich gesehen, dass sie uns respektiert und unsere Kultur. Das war für mich so wertvoll, als hätte sie mir ganz Wien geschenkt. Das hat mich so gefreut, das kann ich nicht beschreiben. Sie war so eine gute Person, wie eine Mutter. Mit ihr habe ich dann auch so viel Deutsch gelernt. Sie wollte unbedingt, dass ich Deutsch lerne. Ich denke auch heute oft an sie. Ich bin ihr so dankbar, sehr dankbar. Wir haben viele Jahre zusammengearbeitet [...] (912–920).

4.5 Prestige und Stigma

Um die entsprechende Fragestellung beantworten zu können, wurden die Konzepte Prestige und Stigma genauer untersucht. Das Prestige einer Sprache sagt etwas über den Wert einer Sprache in der Gesellschaft aus, hauptsächlich für das soziale Fortkommen. Sprachen, die in

den meisten sozialen Bereichen dominieren, verfügen über mehr Prestige (vgl. de Cillia 1998: 122). Stigma hingegen ist mit Vorurteilen verbunden. „Unter Stigma wird ein ‚Merkmal‘ (Etikett) verstanden, das die betreffende Person von anderen unterscheidet, den Träger dieses Merkmals mit unerwünschten Eigenschaften (Stereotypen) verbindet und damit bewirkt, dass er von der Gesellschaft abgelehnt und gemieden wird“ (De Col / Seewald / Meise 2004: 862).

Das Stigmatisieren einer Sprache kann unter Umständen dazu führen, dass die Verwendung der Sprache gemieden wird (vgl. Strasser / Brömme 2004: 416).

Die Interviews haben gezeigt, dass für alle Proband*innen das Erlernen der deutschen Sprache sehr wichtig war, da ihnen die Sprache an der Teilnahme am gesellschaftlichen Leben in Österreich verhalf.

Besonders für Probandin B1 hat Deutsch nach wie vor einen hohen Stellenwert. Sie sagt, dass Deutsch inzwischen in ihrem Herzen sei und sie außerdem nicht mehr auf Kroatisch denke, sondern auf Deutsch.

B1: Im Herzen ist jetzt schon Deutsch (...). Aber auch im Kopf. Ich denke auch auf Deutsch und nicht mehr auf Kroatisch [...] (212–2).

Sowohl mit ihren Kindern als auch im Alltag verwendet die Probandin hauptsächlich die deutsche Sprache (vgl. B1: 198–200), was im Umkehrschluss eine Stigmatisierung der Muttersprache darstellt. Kroatisch spricht sie lediglich mit ein paar Menschen aus der Familie. Aufgrund dessen gab es Phasen in ihrem Leben, in denen sie Schwierigkeiten mit ihrer Muttersprache hatte. Das wird aber von ihr als ganz normal angesehen, da sie schon als junges Mädchen nach Österreich gekommen sei und schon über 50 Jahre hier lebe.

B1: Mit ihr spreche ich natürlich Kroatisch und mit einem älteren Ehepaar, für die ich die Sachwalterschaft und Patientenverfügung habe und so, weil sie keine Kinder haben. Ich habe ja zwischendurch schon Probleme mit dem Kroatisch gehabt. Jetzt bin ich wieder ein bisschen geübter, weil ich mit der Mama spreche, weil ich sie pflege. Ich hatte aber davor vieles vergessen. Und natürlich, weil ich mit 16 Jahren nach Wien gekommen bin. Jetzt bin ich ja schon über 50 Jahre in Österreich. Und mit dem Bruder und der Schwägerin spreche ich auch natürlich Kroatisch. Aber ich denke auf Deutsch und im Herzen ist Deutsch (238–244).

Proband B3 dachte damals, dass er die Sprache nicht so gut lernen müsse, sondern nur das Nötigste für die Arbeit. Mittlerweile beherrscht er Deutsch gut und schaut täglich deutschsprachiges Fernsehen.

B3: Ich habe die Zeitung gelesen oder Radio gehört. Ich habe nicht viel verstanden, aber trotz dem gehört. Und so (...) bei der Arbeit mit österreichischen Kollegen. Ich habe nicht so viel gedacht, dass ich lernen muss. Nur das, was ich brauche für Arbeit und so (...). Damals hatte ich keinen Fernseher. Aber später habe ich so auch viel gelernt. Und jetzt sehe ich jeden Tag Nachrichten, ich muss mich informieren, was es gibt in der Welt und Österreich. Auch Filme, Serien auch. Aber ich habe auch unsere Programme. Eigentlich alles schauen wir an (621–626).

Er ist der Ansicht, dass die deutsche Sprache sehr wichtig ist, wenn man hier leben möchte. Daraus kann geschlussfolgert werden, dass Deutsch von diesem Probanden als Prestigesprache wahrgenommen wird.

B3: Schon sehr wichtig. Ich lebe hier, man muss hier Deutsch lernen und sprechen jeden Tag. Aber ich verstehe immer noch nicht alles, aber für mich genug. Ich kann zum Arzt gehen oder zum Supermarkt und alleine erledigen, was ich brauche [...] (700–702).

Allerdings betont er immer wieder die Wichtigkeit der Muttersprache. Mit seiner Familie spricht er Bosnisch. Lediglich mit seinen Enkelkindern spricht er manchmal Deutsch, doch auch das versucht er zu meiden.

B3: Nein, nicht Deutsch. Nur Bosnisch. Aber mit den Enkelkindern muss ich oft. Sie verstehen besser Deutsch und wir streiten dann, weil sie nicht Bosnisch sprechen wollen. Und sie sagen, ich rede falsch. Aber ich will auch, dass Sie Bosnisch besser lernen. Das ist wichtig, das ist ihre Sprache. Deutsch lernen sie in der Schule automatisch, oder im Kindergarten. Das passiert einfach so (692–696).

Ähnlich äußert sich auch Proband B2 zu dieser Frage. Obwohl er sich der Wichtigkeit des Deutschen bewusst ist, dominiert bei diesem Probanden im privaten Bereich das Bosnische.

B2: Nur Bosnisch. Ein bisschen Deutsch vielleicht mit den Enkelkindern, aber sehr wenig (471).

Probandin B4 hebt die Wichtigkeit der deutschen Sprache hervor, indem sie erklärt, dass man Deutsch für tägliche Erledigungen braucht (vgl. B4: 818–821). Mit ihren Bekannten, Nachbarn oder beispielsweise beim Arzt wird Deutsch gesprochen, doch mit ihrer Familie spricht sie ausschließlich in ihrer Muttersprache.

B4: Natürlich sehr wichtig. Ich bin über 50 Jahre in Österreich. Mit meiner Familie spreche ich auf der Muttersprache, natürlich. Aber sonst beim Einkaufen oder beim Arzt Deutsch, mit den Nachbarn. Ich habe noch ein paar österreichische Bekannte, sie besuchen mich manchmal und da spreche ich Deutsch. Aber seitdem ich in Pension bin, spreche ich nicht so oft wie früher. Ich habe keinen Kontakt (...), keinen regelmäßigen Kontakt (951–955).

Auf die Frage, ob sie Hilfe bei behördlichen Gängen braucht, verneinte sie es stolz (vgl. B4: 960–965). Das lässt darauf schließen, dass dem Deutschen ein hoher Stellenwert beigemessen wird.

5. Zusammenfassung und Ausblick

Ziel dieser Arbeit war es, auf Basis einer qualitativen Auswertung narrativer Interviews Aspekte des „Spracherlebens“ von in Österreich lebenden ehemaligen Gastarbeiter*innen aus Ex-Jugoslawien zu untersuchen und die in Kapitel 1 genannten Forschungsfragen zu beantworten. Dabei kamen auch Sprachenportraits zum Einsatz, die u. a. zum Anstoß für die Auseinandersetzung mit dem eigenen Spracherleben dienen sollten.

Aufgrund der Tatsache, dass die Proband*innen nach ihrer Migration keine Möglichkeit hatten, in Österreich Sprachkurse zu besuchen und allein auf sich gestellt waren, erwies sich der Erwerb der deutschen Sprache als entsprechend schwierig. Aus Scham und Angst, etwas Falsches zu sagen, dauerte es entsprechend länger, auf Deutsch kommunizieren zu können. Es kann jedoch gesagt werden, dass die deutsche Sprache aus der Sicht der Proband*innen eine bedeutende Rolle spielt. Probandin B1 berichtet beispielsweise, dass sie mit dem Erlernen des Deutschen auch beruflich aufstieg, worauf sie ausgesprochen stolz war. Durch dieses Erfolgserlebnis fühlte sich die Probandin ihrer Arbeitswelt bzw. der österreichischen Gesellschaft zugehörig und akzeptiert. Während des Anfertigens des Sprachenportraits äußerte die Probandin, dass Deutsch mittlerweile für sie wichtiger als ihre „Muttersprache“ sei. Daraus lässt sich schließen, dass Deutsch einen hohen Stellenwert für die Probandin besitzt, aber gleichzeitig wird aufgezeigt, dass damit eine Stigmatisierung der Erstsprache einhergeht. Durch den nicht ständigen, aktiven Gebrauch der L1 gab es Lebensphasen der Probandin, in denen diese Sprache „verlernt“ wurde. Obwohl Deutsch als Prestigesprache, die ihnen die Teilnahme an der österreichischen Gesellschaft ermöglicht, wahrgenommen wird, betonen die meisten Proband*innen, wie wichtig ihnen die Kommunikation in ihrer Erstsprache im privaten Bereich sei. Besonders beim Kommunizieren mit den Enkelkindern wird versucht, das Sprechen auf Deutsch zu meiden, aus Angst, die Enkelkinder könnten die „Muttersprache“ nicht richtig erlernen.

In Bezug auf das subjektive Spracherleben äußerten die Proband*innen, dass sie inzwischen zufrieden mit ihren erworbenen Sprachkenntnissen seien. Selbstbewusst berichteten die Proband*innen von ihrer Selbstständigkeit beim Erledigen der wesentlichen Tätigkeiten im Alltag.

In der Anfangszeit führten die mangelnden Deutschkenntnisse jedoch sowohl privat als auch am Arbeitsplatz zu zahlreichen Missverständnissen. Oft wurden die Arbeitsanweisungen der Vorgesetzten nicht richtig verstanden, es gab Missverständnisse bei den Behördengängen oder die Gewährspersonen hatten Schwierigkeiten, sich beim Arztbesuch sprachlich auszudrücken. Eine weitere Hürde stellte für einige Proband*innen der von ihren Mitmenschen gesprochene deutsche Dialekt dar.

Ein interessantes Phänomen konnte bei Probandin B1 beobachtet werden. Trotz des beruflichen Aufstiegs von einer Hilfsarbeiterin zur Kindergartenpädagogin und der damit gewonnenen Anerkennung in der Gesellschaft fühlte sich die Probandin zu einem späteren Zeitpunkt in ihrem Leben weder Österreich noch ihrem Heimatland Kroatien zugehörig.

B1: [...] Aber dann ist eine Zeit gekommen, wo ich schon das Gefühl gehabt habe, ich bin keine Österreicherin und ich bin auch keine Kroatin. Also ich war so...irgendwie geschwebt. Dort bin ich nicht mehr zu Hause, aber da auch nicht [...] (180–182).

Die meisten Proband*innen nahmen während ihres Berufslebens in Österreich kaum am gesellschaftlichen Leben in Österreich teil, sondern pflegten in der Regel nur mit ihren Landsleuten Kontakte. Außerhalb des Arbeitsplatzes haben die Proband*innen sich nur in seltenen Fällen mit Österreichern getroffen. Es wird jedoch von den Gewährspersonen betont, dass es nie Konflikte zwischen ihnen und österreichischen Kolleg*innen gab. Dass es an der Sprache lag, dass sie unter ihren nicht-österreichischen Landsleuten geblieben sind, bestritten die Proband*innen. Den Grund für die soziale Exklusion sahen sie eher darin, dass sie keine Österreicher waren und nicht „dazugehörten“. Besonders benachteiligt und diskriminiert fühlten sich die Befragten bei der Wohnungssuche. Eine wesentliche Hürde stellten dabei aber sehr wohl die mangelnden Sprachkenntnisse dar. Die Proband*innen sind jedoch der Meinung, dass sowohl Diskriminierung aufgrund der Herkunft als auch die Tatsache, dass sie Kinder hatten, eine wichtige Rolle dabei spielten. In Hinblick auf die soziale Exklusion kann somit festgestellt werden, dass Nichtzugehörigkeit nicht immer aufgrund der Sprache allein erfolgte, sondern auch andere Faktoren dafür ausschlaggebend waren.

Die Proband*innen konnten von einigen positiven wie auch negativen Schlüsselerlebnissen berichten. Die erfolglose Wohnungssuche stellt für die Befragten ein zentrales Schlüsselerlebnis dar, das sie mit negativen Erinnerungen verbinden. Negative Schlüsselerlebnisse wurden vor allem mit sprachlichen Missverständnissen verbunden, die sich am Arbeitsplatz oder bei den Behördengängen ereigneten, während das allmähliche Beherrschen der deutschen Sprache und der damit verbundene Aufstieg am Arbeitsplatz zu den positiven Schlüsselerlebnissen gezählt werden können. Auch der Wiener Südbahnhof, der seinerzeit ein zentraler Sammelplatz, Ankunfts- und Abreiseort von „Gastarbeitern“ war, ist den Proband*innen in dieser Funktion gut in Erinnerung geblieben. Diese Erlebnisse wurden weder positiv noch negativ beschrieben, es kann allerdings festgestellt werden, dass dieser Ort damals für die Proband*innen eine wichtige Rolle spielte.

In der vorliegenden Masterarbeit wurde als Einstiegsmethode die Erstellung von Sprachenportraits gewählt, die u. a. zur Auflockerung der Interviewsituation für die Proband*innen dienen und deren Sprachreflexion in Gang setzen sollte. Obwohl die Methode vor den Interviews erklärt wurde, erwies sie sich als herausfordernd. Die Proband*innen waren nervös und es war zu erkennen, dass das Einzeichnen der eigenen Sprachen in die Körpersilhouette für die Gewährspersonen unangenehm war und sie die Aufgabe als ihrem Alter nicht entsprechend empfanden. Während der Gespräche kamen die Proband*innen auch immer wieder vom Thema ab und wollten lieber über ihre Arbeit und ihr Leben sprechen als über die Sprache. Obwohl alle Proband*innen die deutsche Sprache gut beherrschten, fiel ihnen dennoch das Sprechen auf Deutsch während des Interviews schwer, wodurch die Gespräche nicht so lang wie erwartet dauerten. Nichtsdestotrotz konnten interessante Daten für die Beantwortung der Forschungsfragen gewonnen werden.

Das Spracherleben von „Gastarbeitern“ wurde bis jetzt kaum in den Blick der Forschung gerückt, weshalb eine weitere Auseinandersetzung mit dieser Thematik sinnvoll erscheint. Interessant wäre es beispielsweise, auch das Spracherleben der nachgezogenen Familienmitglieder der „Gastarbeiter“ einzubeziehen. In weiteren Forschungsarbeiten könnte die Diversität der deutschen Sprache aus der Sicht der „Gastarbeiter“ näher untersucht werden. Weiteres könnte auch das Erleben der schriftlichen Ebene der von diesen Menschen erworbenen Sprache(n) näher ausgelotet werden. Diese Forschungsansätze stellen einige Möglichkeiten zur Fortführung der in dieser Arbeit behandelten Thematik dar.

6. Abstract

Die vorliegende Arbeit untersucht ausgewählte Aspekte des „Spracherlebens“ (nach Brigitta Busch) von Gastarbeiter*innen in Österreich. Mittels sprachbiografisch akzentuierter narrativer Interviews mit vier Proband*innen die seinerzeit aus dem ehemaligen Jugoslawien als Arbeitsmigrant*innen nach Österreich gekommen sind, wurden Daten erhoben und mit der inhaltlich strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse (nach Kuckartz 2018) ausgewertet. Komplementär dazu erfolgte eine hermeneutische Auswertung von Fachliteratur. Der Fokus richtet sich dabei insbesondere auf das „Spracherleben“ dieser Menschen (z. B. soziale In- / Exklusion, Prestige / Stigma von Sprache(n), biografische Schlüsselerlebnisse) vor dem Hintergrund eines ungesteuerten Erwerbs der deutschen (Alltags-)Sprache im zeitgeschichtlichen Kontext des „Gastarbeiter“-Phänomens der Zweiten Österreichischen Republik. Die Thematik „Gastarbeiter“ in Österreich wurde bislang kaum aus dieser Perspektive aufgegriffen, weshalb die vorliegende Masterarbeit ein Beitrag zum Schließen dieser Forschungslücke leisten soll.

Anhang

Kategoriendefinitionen

Name der Hauptkategorie:	Spracherleben
Inhaltliche Beschreibung:	Umfasst alle Aussagen, die sich auf die subjektive Perspektivierung von Sprache oder Sprachlichkeit vonseiten der Proband*innen bezieht.
Anwendung der Kategorie:	Die Kategorie „Spracherleben“ wird codiert, wenn Aspekte wie <i>Selbstwahrnehmung und Fremdwahrnehmung</i> genannt werden.
Beispiele für Anwendungen:	<i>B4: Jetzt schon, ja. Aber am Anfang natürlich nicht. Ich habe lang gebraucht, um selber etwas anfangen zu reden. Also ich habe viel verstanden dann, aber ich habe mich nicht wohl gefühlt, wenn ich gesprochen habe. Ich habe mich geschämt und habe dann auch leise gesprochen. Aber später, als ich gesehen habe, dass es nicht so schlimm ist, habe ich mehr angefangen zu sprechen. M. hat immer gedrängt: „Sprich F., du musst sprechen.“, hat sie gesagt, „Sonst lernst du es nie.“ (...) So war das (969-974).</i>
Name der Subkategorie:	Sprachliche Machtlosigkeit
Inhaltliche Beschreibung:	Umfasst alle Textstellen, die sich auf die Sprachohnmacht der Proband*innen beziehen.
Anwendung der Kategorie:	Die Kategorie „Sprachliche Machtlosigkeit“ wird codiert, wenn Aspekte wie <i>sprachliche Missverständnisse, Hilflosigkeit, sich sprachlich nicht verständigen / ausdrücken können</i> genannt werden.

Beispiele für Anwendungen:	<i>B1: Es gab am Anfang vieles. Das war beim Arzt. Man konnte nicht richtig sagen, was einem fehlt. Oder eben in der Arbeit. Ich habe mir Arbeit gesucht. Weil ich nicht verstanden habe, habe ich alles gemacht. Ich habe auch sicher zu viel gemacht, was ich gar nicht musste. Aber was sollte ich machen, so war das eben (249-252).</i>
Name der Subkategorie:	Erfolgserlebnisse
Inhaltliche Beschreibung:	Umfasst alle Textstellen, die sich auf die sprachlichen Erfolgserlebnisse der Proband*innen beziehen.
Anwendung der Kategorie:	Die Kategorie „Erfolgserlebnisse“ wird codiert, wenn Aspekte wie <i>Erfolgserlebnisse in Bezug auf die Sprache und Fähigkeit sich sprachlich ausdrücken zu können</i> genannt werden.
Beispiele für Anwendungen:	<i>B1: [...] Aber dann habe ich mich das erste Mal dazugehörig gefühlt. Ich konnte auch etwas sagen, etwas mitteilen (...). Ja, also das war der Anfang dann und dann war ich in der Küche und habe jeden Tag drei Apfelstrudel gezogen. Die waren ganz begeistert [...] (134-136).</i>

Name der Hauptkategorie:	Schlüsselerlebnisse
Inhaltliche Beschreibung:	Umfasst alle Ereignisse, die den Proband*innen besonders in Erinnerung geblieben sind und sie geprägt haben.
Anwendung der Kategorie:	Die Kategorie „Schlüsselerlebnisse“ wird codiert, wenn Aspekte wie <i>prägende Erlebnisse in Bezug auf die deutsche Sprache und</i>

	<i>prägende Momente nach der Einreise nach Österreich genannt werden.</i>
Beispiele für Anwendungen:	<i>B3: Ich habe gedacht, oh Gott, wo bin ich. Alle zusammen waren sie in einer kleinen Wohnung. So viele Betten, kann man sich nicht vorstellen. Das würde niemand glauben. Heute würden die jungen Leute das nicht tun [...] (586-587).</i>

Name der Hauptkategorie:	Soziale Inklusion / Exklusion
Inhaltliche Beschreibung:	Umfasst alle Angaben, die sich auf die soziale Zugehörigkeit bzw. Ausgrenzung der Proband*innen beziehen.
Anwendung der Kategorie:	Die Kategorie „soziale Inklusion / Exklusion“ wird codiert, wenn Aspekte wie <i>Diskriminierung, Rassismus, Teilhabe am gesellschaftlichen Leben (Wohnsituation, Ausbildung / berufliche Aufstiegsmöglichkeiten)</i> genannt werden.
Beispiele für Anwendungen:	<i>B3: Wissen Sie was, ja. Wir hatten große Probleme, eine Wohnung zu bekommen. Als ich allein hier war, dann habe ich mit Kollegen gewohnt. Aber dann (...). Niemand wollte mir und meiner Familie eine Wohnung geben. Das ist sicher, weil wir Ausländer sind und nicht gut Deutsch sprechen. Wenn sie nur den Namen gehört haben (...). Später haben wir dann eine Gemeindewohnung bekommen und dann wieder eine größere. Ehrlich gab es viele schwere Situationen, aber so war das (733-738).</i>

Name der Hauptkategorie:	Prestige / Stigma
Inhaltliche Beschreibung:	Fasst die Textstellen zusammen, die die Proband*innen über den Stellenwert von bzw. die Vorurteile bzw. Sprachen berichten.
Anwendung der Kategorie:	Die Kategorie „Prestige / Stigma“ wird codiert, wenn Aspekte wie <i>Stellenwert</i> oder <i>Stigmatisierung der Sprache</i> genannt werden.
Beispiele für Anwendungen:	<i>B4: Natürlich sehr wichtig. Ich bin über 50 Jahre in Österreich. Mit meiner Familie spreche ich auf der Muttersprache, natürlich. Aber sonst beim Einkaufen oder beim Arzt Deutsch, mit den Nachbarn. Ich habe noch ein paar österreichische Bekannte, sie besuchen mich manchmal und da spreche ich Deutsch. Aber seitdem ich in Pension bin, spreche ich nicht so oft wie früher. Ich habe keinen Kontakt (...), keinen regelmäßigen Kontakt (951-955).</i>

1 **Transkripte**

2

3 **Interview B1**

4 **Aufnahmedatum: 21.06. 2022**

5 **Aufnahmeort: Wien**

6 **Aufnahmedauer: 00:21:46**

7

8 I: Zuerst einmal vielen Dank, dass Sie eingewilligt haben, dieses Gespräch zu führen. Meine
9 erste Bitte an Sie ist, über Ihre Sprachen nachzudenken. Also welche Sprachen Sie sprechen
10 oder auch vielleicht noch lernen möchten und auf dieses Blatt einzuzeichnen. #00:00:20#

11

12 B1: Mit dem Stift da? #00:00:22#

13

14 I: Ja, nehmen Sie irgendeine Farbe. #00:00:24#

15

16 B1: Ich nehme die rote Farbe. Also Deutsch (...). Deutsch ist meine Sprache. Soll ich so malen?
17 #00:00:43#

18

19 I: Ja, überall, wo Sie denken, dass Deutsch hingehört. #00:00:47#

20

21 B1: Im Herzen ist jetzt schon Deutsch (...). Aber auch im Kopf. Ich denke auch auf Deutsch
22 und nicht mehr auf Kroatisch. Also male ich auch den Kopf an (...). Und den ganzen Arm.
23 #00:01:12#

24

25 I: Warum haben Sie sich für die rote Farbe entschieden? #00:01:15#

26

27 B1: Das ist die Farbe der Liebe (lacht). #00:01:18#

28

29 I: Wo ist Kroatisch? #00:01:20#

30

31 B1: Ich weiß auch nicht. Nur bisschen noch. Aber wo (...)? Vielleicht ein bisschen da (...).
32 Sonst habe ich keine Sprachen mehr. Nur Deutsch und Kroatisch. Soll ich eine andere Farbe
33 dafür nehmen? #00:01:35#

34

35 I: Ja, bitte nehmen Sie eine andere. #00:01:38#
36
37 B1: So fertig. Das ist übrig geblieben von Kroatisch. #00:01:55#
38
39 I: Gibt es vielleicht noch eine Sprache, die Sie gerne lernen möchten? #00:02:03#
40
41 B1: Ja, sicher. Aber jetzt ist es schon zu spät für mich für noch eine Sprache (...). Italienisch
42 ist schön. #00:02:13#
43
44 I: Wollen Sie Italienisch noch einzeichnen? #00:02:16#
45
46 B1: Ja, da. Ist genug jetzt. Aber ich bin mit Sprachen fertig. Ich lerne keine Sprache mehr.
47 #00:02:24#
48
49 I: Gut, danke. Sie haben gesagt, dass die deutsche Sprache inzwischen in Ihrem Herzen ist und
50 Sie auch auf Deutsch denken. Wie kam es dazu? #00:02:29#
51
52 B1: Ich glaube, da muss ich von vorne anfangen. Meine ganze Geschichte erzählen. #00:02:35#
53
54 I: Ja, bitte. Erzählen Sie einfach. #00:02:38#
55
56 B1: Ich bin nach Österreich gekommen, weil ich enttäuscht war von meiner Heimat. Und wie
57 ich da weg von zu Hause gegangen bin, habe ich mir geschworen, nie mehr wieder nach Hause
58 in mein Heimatland. Also meine Eltern haben einen kleinen Bauernhof gehabt mit sieben Mor-
59 gen Land und das hat mir nie gefallen, am Land zu arbeiten. Am Acker und so. Das hat mir nie
60 gefallen. Ich habe gut gelernt in der Schule, weil ich wollte weiter in die Schule gehen. Mein
61 Traum war immer schon gewesen, irgendwie Innenarchitektur oder so. Ich wollte da zuerst eine
62 kaufmännische Schule machen, mit Matura und dass ich mich da weiterbilden kann. Mein
63 Zeugnis war schön. Mein Vater und ich sind damals (...), also ich bin in einem kleinen Dorf an
64 der ungarischen Grenze aufgewachsen. Das heißt N. Und dann war der größere Ort eine kleine
65 Stadt. Das war P. und dort mussten wir uns anmelden, wenn man die Schule machen wollte.
66 Ich bin mit meinem Vater und dem Zeugnis dorthin gekommen. Ja, also Zeugnis (...) hergezeigt
67 (...), gut. Und dann hat der Zuständige damals gefragt, wie viel Land mein Vater hat. Und dann
68 hat ihm mein Vater gesagt: sieben Morgen. Dann hat er gesagt, wenn das so ist, dann tut es ihm

69 leid, er kann mir nicht die (...), also den Schulplatz geben, weil da gibt es Leute, die nichts
70 haben und damit die Kinder was lernen können. #00:04:55#

71

72 I: Sie konnten sich also nicht einschreiben in die Schule? #00:05:00#

73

74 B1: Genau. Ich bin verurteilt gewesen, dass ich praktisch am Acker arbeite. Das wollte ich
75 nicht. #00:05:07#

76

77 I: Was haben Sie dann gemacht? #00:05:10#

78

79 B1: Dann habe ich nur privat (...). Also Schneiderin. Das war ja für mich kein Beruf (...). Ich
80 habe dann Schneiderin gelernt, aber nur privat und dann bin ich nach Hause. Ich war damals 16
81 Jahre alt. Also nachdem ich die (...) absolviert habe (...), diese Schneiderlehre und dann habe
82 ich zu Hause genäht für die Leute, habe aber nie ein Geld gesehen (...). Ja (...). Die haben ja
83 gesagt, die gehen auch dafür arbeiten und so. Ich war so verzweifelt. Echt verzweifelt. Und
84 dann ist von uns ein Nachbar nach Hause gekommen. Der hat in Österreich da in Wien im
85 Restaurant W. gearbeitet. Der ist nach Hause gekommen auf ein paar Tage und ich habe ihn
86 dann gefragt, ob sie Arbeiter brauchen. Naja (...), dann hat er gesagt, er geht morgen in die
87 Stadt und ruft den Geschäftsführer an. Er glaubt, dass man wen braucht. Und dann hat er den
88 Geschäftsführer angerufen und er hat gesagt: "Ja, ja, nimm sie mit" (...). Innerhalb von drei
89 Tagen war ich weg. Mein Vater hat mir dann den Reisepass machen lassen und ich war weg.
90 #00:06:44#

91

92 I: Können Sie sich erinnern, wann das war, in welchem Jahr? #00:06:49#

93

94 B1: Das war (...) das kann ich Ihnen ganz genau sagen. Am 9.10.1969 um 10 Uhr bin ich nach
95 Wien gekommen und um 9 Uhr in der Früh habe ich schon gearbeitet beim Restaurant W.
96 #00:07:06#

97

98 I: Hatten Sie eine eigene Wohnung? #00:07:09#

99

100 B1: Also dort habe ich gewohnt. Dort waren wir zu viert. Zweit Stockbetten, zu viert. Na, das
101 war der Anfang. Ich habe sofort die Arbeit gehabt. #00:07:22#

102

103 I: Wie war das mit dem Deutsch? #00:07:25#

104

105 B1: Ja, schwierig (lacht). Vor allem (...). Ich habe Deutsch als Fremdsprache in der Schule
106 gehabt. Ich habe schon eine Ahnung gehabt, aber den Wiener Dialekt habe ich überhaupt nicht
107 verstanden. Und die haben alle den Wiener Dialekt gesprochen. Also ich habe ein Jahr lang
108 (...). Das ist eine Katastrophe eigentlich gewesen, wenn ich so zurückdenke. Ein Jahr lang
109 Garten gekehrt, Geschirr gewaschen, Hühner papriziert und kein Wort gesprochen. Ich habe ja
110 nur kombiniert immer, was die mir sagen. Und manches Mal bin ich die Arbeit suchen gegang-
111 en, weil ich nicht verstanden habe, was die gesagt haben. #00:08:30#

112

113 I: Hat für Sie jemand übersetzt? #00:08:33#

114

115 B1: Nein, niemand. Habe ja alles müssen selber erarbeiten. Und nach einem Jahr habe ich be-
116 gonnen, Deutsch zu sprechen. #00:08:42#

117

118 I: Auf einmal? #00:08:44#

119

120 B1: Ja, und da waren sie alle wie versteinert in der Küche gestanden (lacht). Die haben damals
121 MIMI zu mir gesagt. So: „Mimi, du kannst Deutsch sprechen. Du wirst nicht mehr Geschirr
122 waschen. In die Küche mir dir.“ #00:09:01#

123

124 I: Wie haben Sie sich dann gefühlt? #00:09:03#

125

126 B1: Natürlich stolz. Jetzt habe ich es geschafft (lacht). Ich habe ja die ganze Zeit nur gesammelt
127 (...). Was hätte ich tun sollen? Ich habe mich auch nicht getraut zu reden. Ich wollte ja nichts
128 falsch sagen, obwohl ich schon bisschen von der Schule kannte. Ich habe gedacht, lieber bleibe
129 ich ruhig, aber so viel habe ich auch nicht verstanden. #00:09:20#

130

131 I: Gab es damals Deutschkurse? #00:09:22#

132

133 B1: Wer hätte mir denn...also ich habe keine Ahnung damals gehabt. Wie komme ich zu sowas
134 überhaupt? Aber dann habe ich mich das erste Mal dazugehörig gefühlt. Ich konnte auch etwas
135 sagen, etwas mitteilen (...). Ja, also das war der Anfang dann und dann war ich in der Küche
136 und habe jeden Tag drei Apfelstrudel gezogen. Die waren ganz begeistert. Dann habe ich

137 jemanden kennen gelernt und geheiratet, das erste Kind bekommen. Ich war 19, wie ich meine
138 Tochter geboren habe. Und dann bin ich in die Thaliastraße in das Restaurant W. und habe ich
139 Küche geführt. Also meine Eltern waren damals noch in Kroatien. Meinen Bruder habe ich
140 dazwischen nach Österreich geholt und dann sind die Eltern (...) haben uns die Eltern geholt
141 (...). Und meine Mama war meine Küchengehilfin (lacht). Ich war in der Thaliastraße im Res-
142 taurant und meine Tochter im 19. Bezirk im Kindergarten. Und wenn meine Tochter krank war,
143 habe ich Nachtdienst gemacht und bei Tag war ich bei meinem Kind. In der Nacht habe ich
144 gearbeitet und oft nur zwei Stunden geschlafen. #00:11:00#

145

146 I: Gab es irgendwann eine Situation, wo Sie sich vielleicht wegen Ihrer Sprache ausgeschlossen
147 gefühlt haben? #00:11:04#

148

149 B1: Ja, ausgeschlossen habe ich mich (...). Das war ganz eigen dann. Bei W. nicht. Ich habe
150 dann meine Tochter 1974 (...), 1972 ist sie geboren. Sie war im Kindergarten und da haben mir
151 dann die Kindergärtnerinnen alle gefragt, ob ich nicht in den Kindergarten kommen möchte,
152 weil das Kind ist immer so sauber und duftet und so gut und so. „Möchten Sie nicht bei uns
153 arbeiten?“ Und ich habe mir gedacht naja gut (...). Wohin? Wohin muss ich mich da melden?
154 Und da haben Sie mir eine Adresse gegeben und ich bin dorthin, in die MA10 war das, Magistrat
155 rat 10. Und da war eine Inspektorin und die hat mich dann gefragt (...), weil mein Kind hat sich
156 so gekränkt in der Früh immer, wenn ich sie hingebraucht habe. Die hat sich umklammert und
157 man hat sie nicht wegnehmen können von mir. Und das war eigentlich der Grund, dass sie mich
158 dann gefragt haben, ob ich nicht im Kindergarten arbeiten möchte. Und da bin ich halt hin, habe
159 mich angemeldet. Da war eine Inspektorin und die hat mir dann gesagt, dass momentan Auf-
160 nahmesperre ist. Warum ich denn überhaupt in den Kindergarten möchte. Ich hätte so einen gut
161 bezahlten Job. Weil ich damals 4000 Schilling verdient habe, das war dann schon... Angefan-
162 gen habe ich mit 1600. Und da habe ich 4000 Schilling gehabt schon. Aber ich habe gesagt,
163 meinem Kind zuliebe, weil die kränkt sich so. Dann hat sie überlegt und gesagt, sie meldet sich.
164 Später ist dann ein Brief vom Magistrat gekommen, dass ich mich dort anmelden soll. Ich bin
165 da hin und in einem Monat habe ich dann angefangen zu arbeiten. Das war am 4. August 1974.
166 Die Inspektorin hat dann gesagt, sie gibt mich in ein Haus zu einer ganz lieben Leiterin, die ist
167 wie eine eigene Mutter zu Ihnen und zu ihrem Personal. Das war wirklich eine Liebe. Und ihr
168 Kind können Sie auch mitnehmen, habt sie gesagt. Das war auch dann so. Ich habe...damals
169 hat es Wärterin geheißen. Wie in einem Zoo, also Helferin. Und meine Tochter war in der
170 Nebengruppe und als sie Sehnsucht hatte, ist sie immer zu mir gekommen. Und sie war dann

171 wirklich glücklich, dass ich da war. Und dann habe ich meine zweite Tochter bekommen im
172 Jahr 1977 und noch einen Führerschein gemacht, in meiner Karenz. #00:14:06#

173

174 I: Wie gut haben Sie inzwischen die deutsche Sprache beherrscht? #00:14:08#

175

176 B1: Sehr gut. Ich habe ja den Führerschein auf Deutsch gemacht und meine Leiterin hat mich
177 so gedrängt, dass ich die Kindergartenschule mache. Sie sagte, ich wäre eine geborene Kinder-
178 gärtnerin. Ich habe es mir zugetraut. Ich habe mich damals sicher beim Sprechen und Schreiben
179 in der deutschen Sprache gefühlt. Damals war das so, dass man zwei Tage in die Schule ging
180 und sonst Praxis. Ja, dann habe ich das auch gemacht. Aber dann ist eine Zeit gekommen, wo
181 ich schon das Gefühl gehabt habe, ich bin keine Österreicherin und ich bin auch keine Kroatian.
182 Also ich war so...irgendwie geschwebt. Dort bin ich nicht mehr zu Hause, aber da auch nicht.
183 Aber das hat sich mit der Zeit gelegt. Also es ist nicht so, dass ich nicht akzeptiert wurde von
184 meinen Kolleginnen. Schon (...), aber (...). #00:15:15#

185

186 I: Hatten Sie nur dort dieses Gefühl? #00:15:17#

187

188 B1: Privat hatte ich nie dieses Gefühl, nur am Arbeitsplatz. Das kam nicht von den Eltern, im
189 Gegenteil. Die haben mich alle sehr gern gehabt, sondern ich habe das Gefühl gehabt, unter den
190 Kolleginnen. Aber auch nicht bei allen. Und mit denen, wo ich mich gut verstanden habe, habe
191 ich bis heute noch Kontakt. Und mit den anderen (...) ich habe das schon immer gespürt, wer
192 hinterrücks redet, ich habe das gespürt. Eine andere Kollegin hat das dann auch zugegeben und
193 gesagt, wer über mich schlecht redet. Dann habe ich natürlich solche Leute auch gemieden,
194 man muss ja nicht (...), nicht mit allen. #15:45#

195

196 I: Haben Sie sich in der deutschen Sprache wohlgefühlt? #00:15:49#

197

198 B1: Ja, durchaus. Ich habe die Sprache gut gelernt. Mein Mann war ein Österreicher. Auch mit
199 meinen Kindern habe ich fast nur auf Deutsch gesprochen. Bis heute ist das so geblieben. Ich
200 habe mich nicht deswegen ausgeschlossen gefühlt, aber dazugehört habe ich auch nicht. Das
201 habe ich immer gespürt. Und so war der Weg nicht einfach. Ich habe mich dann getrennt von
202 meinem Mann, wie meine Kinder vier und neun waren. Habe später wieder geheiratet und wie-
203 der scheiden lassen. Weil das war auch nicht so das Beste. Dann zwischendurch gebaut, alleine.
204 Ihn habe ich in der Wohnung gelassen. Es war nicht leicht. Ich bin hergekommen nur mit einem

205 Koffer, ich habe alles in der Wohnung gelassen. Ich bin zwei Mal aus der Beziehung gegangen.
206 Ich habe gedacht, das will ich meinen Kindern ersparen. Er hat immer versprochen, er ändert
207 sich und so. Und wie ich gesehen habe, das wird nichts, bin ich gegangen. Ich habe alles über-
208 nommen, die Kinder, die Schulden, alles habe ich übernommen. Und dann habe ich müssen
209 schauen, ich alles in eine Reihe bringe (lacht). Ein einziger Kampf das Leben. Alleine gekom-
210 men. Da war niemand, der hinter mir gestanden ist. Einfach niemand. Ich war immer auf eige-
211 nen Beinen gestanden. Das kann man sich sehr schwer vorstellen. Mit 53 bin ich dann in die
212 Pension gegangen. Ich habe einen Bandscheibenvorfall. Dann habe ich erst Existenzangst be-
213 kommen. Ich hätte Anspruch gehabt auf 100% Pension, von den Jahren her, weil ich ja 35 Jahre
214 gearbeitet habe. Aber ich war zu jung, also ich hätte 62 Jahre alt sein müssen. Dann haben sie
215 mir 18 Prozent abgezogen, also am Ende habe ich muss 62 Prozent bekommen. Aber da habe
216 ich schon Kredite gehabt und ich habe furchtbare Existenzangst gehabt. Dann habe ich jede
217 Arbeit angenommen, die ich finden konnte. Ich habe Tag und Nacht gearbeitet. Oft nur eine
218 Stunde geschlafen. Das hat sich dann natürlich gesundheitlich bemerkbar gemacht. Nach fünf
219 Jahren habe ich dann eine Operation gehabt, Dickdarm. Ich habe sehr lange gelitten. Rettung
220 und Spital. Und dann bin ich nicht mehr arbeiten gegangen. Es war nicht leicht, aber jetzt kann
221 ich mich ein bisschen entspannen. #00:19:04#

222
223 I: In welchen Situationen verwenden Sie welche Sprache? #00:19:08#

224
225 B1: Mit meinen Kindern nur Deutsch. Ja (...) also meine ältere Tochter hat einen Kroaten ge-
226 heiratet. Die haben fünf Kinder, vier Mädels und einen Buben. Sie hat ihn damals im Urlaub
227 kennengelernt. Und die jüngere Tochter hat einen Österreicher geheiratet und sie haben drei
228 Kinder. Sie wohnen in Niederösterreich. Die haben dort eine schöne Wohnung mit Garten. Ich
229 habe auch schon Enkelkinder und Urenkelkinder. Der ältere hat sich jetzt verlobt. Wir sprechen
230 alle Deutsch. Und ich muss sagen, jetzt erst bin ich so richtig zufrieden und glücklich. Aber ich
231 habe so wenig Zeit. Ich meine, ich wohne da schön, habe einen kleinen Garten, das Häuschen.
232 Ich habe mir dann was dazu gebaut, also vor fünf Jahren. Dann alles saniert noch einmal. Und
233 so gerichtet, dass ich sagen kann, ich bin so richtig zufrieden. Nur ich habe zu wenig Zeit. Ich
234 habe eine Mama. Sie ist 90. Ich kümmere mich um sie. #00:20:30#

235
236 I: Wie sprechen Sie mit der Mama? #00:20:32#

237

238 B1: Mit ihr spreche ich natürlich Kroatisch und mit einem älteren Ehepaar, für die ich die Sach-
239 walterschaft und Patientenverfügung habe und so, weil sie keine Kinder haben. Ich habe ja
240 zwischendurch schon Probleme mit dem Kroatisch gehabt. Jetzt bin ich wieder ein bisschen
241 geübter, weil ich mit der Mama spreche, weil ich sie pflege. Ich hatte aber davor vieles verges-
242 sen. Und natürlich, weil ich mit 16 Jahren nach Wien gekommen bin. Jetzt bin ich ja schon über
243 50 Jahre in Österreich. Und mit dem Bruder und der Schwägerin spreche ich auch natürlich
244 Kroatisch. Aber ich denke auf Deutsch und im Herzen ist Deutsch. #00:21:15#

245

246 I: Gibt es ein Ereignis, das Ihnen besonders in Erinnerung geblieben ist? Wo Sie vielleicht in
247 einer Situation nicht weitergekommen sind? #00:21:18#

248

249 B1: Es gab am Anfang vieles. Das war beim Arzt. Man konnte nicht richtig sagen, was einem
250 fehlt. Oder eben in der Arbeit. Ich habe mir Arbeit gesucht. Weil ich nicht verstanden habe,
251 habe ich alles gemacht. Ich habe auch sicher zu viel gemacht, was ich gar nicht musste. Aber
252 was sollte ich machen, so war das eben. #00:21:42#

253

254 I: Dann bedanke ich mich ganz herzlich für das Gespräch. #00:21:45#

255

256 B1: Danke. #00:21:46#

257

258

259

260

261 **Interview B2**

262 **Aufnahmedatum: 03.07. 2022**

263 **Aufnahmeort: Atzenbrugg**

264 **Aufnahmedauer: 00:25:20**

265

266 I: Vielen Dank, dass Sie sich Zeit für unser Gespräch genommen haben. #00:00:04#

267

268 B2: Sehr gerne. #00:00:06#

269

270 I: Bevor wir mit dem Gespräch beginnen, möchte ich, dass Sie mir in die Figur alle Sprachen
271 einzeichnen, die Sie sprechen oder eventuell noch lernen möchten. Bitte verwenden Sie für jede
272 Sprache eine eigene Farbe. #00:00:20#
273
274 B2: In Ordnung, dann fange ich mit meiner Muttersprache Bosnisch an. Ich male zuerst meine
275 Muttersprache. Mit diesem Stift malen? #00:00:30#
276
277 I: Ja, Sie dürfen sich eine Farbe auswählen. #00:00:34#
278
279 B2: Dann will ich Rot. Kopf male ich rot an und das Herz auch, weil ich liebe meine Sprache.
280 So (...). #00:00:51#
281
282 I: Können Sie vielleicht unten oder da seitlich schreiben, welche Sprache es ist? #00:00:57#
283
284 B2: Ja, so kann ich schreiben nur Buchstaben? (lacht) #00:01:06#
285
286 I: Ja, super. Welche Sprachen sprechen Sie noch? #00:01:10#
287
288 B2: Deutsch natürlich. Deutsch ist in meinen Händen. Mit dieser Farbe? So ist genug?
289 #00:01:21#
290
291 I: Ja, perfekt. Hier Deutsch schreiben. Und gibt es noch eine andere Sprache, die Sie sprechen
292 oder noch lernen möchten? #00:01:31#
293
294 B2: Nein, ich bin fertig. Ich bin zu alt, ich kann nicht mehr lernen. #00:01:37#
295
296 I: Sie haben gesagt, Bosnisch malen Sie im Kopf und im Herzen, weil Sie Ihre Muttersprache
297 lieben. Warum haben Sie Deutsch in den Händen gemalt? #00:01:48#
298
299 B2: Also Bosnisch im Herzen, weil das meine Muttersprache ist, ja. Und das ist sehr wichtig
300 für mich. Und im Kopf, weil wir zu Hause immer Bosnisch reden. Und Deutsch in Händen,
301 weil wenn man was braucht, dann muss man draußen Deutsch sprechen. #00:02:12#
302
303 I: Wann und wie haben Sie Deutsch gelernt? #00:02:16#

304

305 B2: Soll ich alles erzählen? Also ich muss (...) #00:02:23#

306

307 I: Ja, bitte. Erzählen Sie einfach. #00:02:26#

308

309 B2: Also ich komme aus dem Ort B. Was ich zuerst sagen muss, ist, ich hatte eine gute Kindheit.

310 Es war für mich schön, aber ich hatte nur keine guten...uslove nisam imao za zivot², wir waren

311 arm. Es war damals alles sehr streng, strenge Eltern. Wir haben von Landwirtschaft gelebt,

312 Pflaumen, Kirschen, Äpfel, Birnen. Drei Monate auf dem Feld gearbeitet, jeden Tag, aber kein

313 Geld bekommen. Als ich älter war, so jugendlich, wollte ich auch Zigaretten rauchen oder mit

314 Freunden rausgehen und so, aber ich hatte kein Geld. Immer schaust du, gibt dir jemand was.

315 Mein Bruder hat mit Obst das Geld verdient. Pflaumen oder Kirschen in einen LKW und nach

316 Slowenien und dann verkauft und dann, wenn er zurückfährt, nimmt er Eisen und Holzbretter

317 und viel mit. Hin und her. So hat er verdient. Früher gab es nicht so viel Baumaterial, nur für

318 die Reichen, wer Geld hatte. Und ich habe auf dem Feld gearbeitet. Und einmal, als ich da auf

319 dem Erdbeerfeld war, ist für mich ein Brief vom Militär gekommen, ich musste zum Militär.

320 Ich war so glücklich, dass ich nicht mehr da arbeiten muss. Ich bin nie wieder aufs Feld zum

321 Arbeiten zurückgekommen. Da war Schluss mit Landwirtschaft. Nach dem Militär bin ich dann

322 nach Klagenfurt gegangen zum Arbeiten und da habe ich ein bisschen angefangen Deutsch zu

323 lernen. Aber nicht viel. Es war zu kurz. #00:05:08#

324

325 I: Wie meinen Sie das? Wieso zu kurz? #00:05:13#

326

327 B2: Also ich war da in Klagenfurt nur drei Monate. Ich habe nicht gewusst, dass ich Papiere

328 für ein Jahr hatte. Ich habe gedacht, ich muss zurück. Also ich habe fast nichts verstanden.

329 Bisschen, nur wenig. #00:05:34#

330

331 I: In welchem Jahr war das? #00:05:37#

332

333 B2: Das war 1973. 1973 von November bis Jänner oder Februar. Ich weiß auch nicht mehr

334 genau, schon lang her. Ich habe gar nicht gewusst, dass ich länger bleiben und arbeiten konnte,

335 weil mein Deutsch nicht gut war. Später habe ich das erfahren. Und meine Kollegen haben auch

336 nicht gut verstanden, keiner hat mir geholfen. Schade, damals habe ich in der Woche 1000

² Ich hatte keine guten Lebensbedingungen

337 Schilling verdient. Aber Freitagnachmittag und Samstag habe ich privat gearbeitet, das war
338 genug für mich für das Essen und Rest habe ich nach Hause geschickt. #00:06:40#

339

340 I: Was haben Sie dort gearbeitet? Und wie haben Sie sich verständigt bei der Arbeit? Hat je-
341 mand für Sie übersetzt? #00:06:48#

342

343 B2: Bisschen ja, die Kollegen, die früher gekommen sind. Aber da hat man nicht so viel Deutsch
344 gebraucht auf der Baustelle. Ich war Bauarbeiter. Aber von da bin ich nach Kroatien, da habe
345 ich Arbeit bekommen, in einer Eisenfabrik. Da habe ich sechs Jahre lang gearbeitet. Und da
346 geheiratet und Kinder bekommen. Und 1980 waren wir in Bosnien und haben dort Urlaub ge-
347 macht. Ich habe genug verdient und in diesem Sommer haben wir ein Haus gekauft. Und dann
348 habe ich einen Freund getroffen. Er hat in Österreich gearbeitet. Und er hat mich gefragt: Willst
349 du in Österreich arbeiten? Und natürlich habe ich ja gesagt und bin paar Tage später mitgegan-
350 gen. So einfach war das damals, im August 1980. Mein Freund hat damals in der Landstraße
351 gewohnt, im 3. Bezirk. Das war eine Wohnung von der Firma. Er hat mich mitgenommen in
352 die Wohnung, aber ohne Meldezettel, habe schwarz dort gelebt. Da waren nur Arbeiter von der
353 Firma. Ein Haus mit drei Etagen war das, in jedem Zimmer drei oder vier Männer und zusam-
354 men Bad und Küche. #00:08:41#

355

356 I: Wie haben Sie sich dort gefühlt? Haben Sie dann gleich angefangen zu arbeiten? #00:08:48#
357

358 B2: Nein, nein. Ich war da und habe auf die Papiere gewartet. Und ich war nicht faul, die Ar-
359 beiter haben mir 100 Schilling gegeben und ich habe eingekauft und für sie gekocht. Im Zimmer
360 waren noch 2 Kroaten und wir. Sie waren so glücklich, dass sie warmes Essen hatten. Ich war
361 damals wie ein Koch für Sie. Wir hatten auch einen Kühlschrank, alles was wir brauchen. Ein
362 bisschen habe ich geputzt in einem Büro. Und einmal ist ein Bekannter gekommen und hat
363 gefragt, will ich schwarzarbeiten gehen. Er war Hausmeister in einem Wohnhaus. Ich soll etwas
364 graben für seinen Chef. Er hatte einen Platz beim Kleingartenverein im 11. Bezirk. „Kannst du
365 so vier Meter mal vier Meter graben“, hat er gefragt. Natürlich wollte ich Geld verdienen. So
366 fünf oder sechs Tage soll ich dort graben und werde gut verdienen. Und dort war eine ältere
367 Frau, die hat immer geschaut, wie ich arbeite. Ich habe gedacht, sie kontrolliert mich, dass ich
368 nicht zu viel sitze. Dann habe ich gegraben und gegraben. Sehr oft hat sie Kaffee und Kuchen
369 gebracht und hat dann gesagt, ich soll sitzen. Das habe ich verstanden: „Sitzen, sitzen“.
370 #00:11:01#

371

372 I: Haben Sie sonst mit der Frau was sprechen können? #00:11:07#

373

374 B2: Nein, nein. Ich habe nur paar Worte gesprochen. Ich habe das schnell gegessen und getrun-
375 ken und schnell wieder gegraben. Als der Chef so am Nachmittag um fünf gekommen ist, war
376 er in Schock und hat gesagt: „Das gibt’s ja nicht. Das gibt’s ja nicht.“ Da habe ich richtig Angst
377 bekommen. Ich habe gedacht, was habe ich jetzt gemacht? Und ich war noch im Loch drinnen
378 und er hat mir eine Leiter gegeben und gesagt: „Raus, raus.“ #00:11:59#

379

380 I: Also ein bisschen was, haben Sie schon verstanden? ##00:12:04#

381

382 B2: Ja, ein bisschen schon verstanden. Aber ich konnte nicht antworten. #00:12.13#

383

384 I: Waren Sie verzweifelt, weil Sie nicht wussten, was passiert und weil Sie selbst nicht antwor-
385 ten konnten? #00:12:22#

386

387 B2: Ja, verzweifelt und ich hatte Angst. Ich habe gedacht, ich habe großen Fehler gemacht.
388 „Raus, raus.“, hat er gesagt. Aber dann hat er mir ein Bier gebracht und bisschen später ist der
389 Freund gekommen, der mir diese Arbeit gefunden hat und hat mir gesagt, ich sollte das ein paar
390 Tage machen und nicht alles an diesem Tag. Das war zu viel. Aber ich war noch jung und stark
391 und habe fast ohne Pause da gegraben und gegraben. Ich wollte zeigen, ich bin sehr fleißig. Der
392 Chef hat mir dann 1000 Schilling gegeben. Ganz Österreich hat sich um mich gedreht, so viel
393 habe ich noch nie gesehen. Am zweiten Tag bei diesem Mann habe ich noch 1000 Schilling
394 verdient. Am dritten Tag noch 1000 Schilling. Alles in diesem Garten. Und so habe ich schwarz-
395 gearbeitet, bis meine Papiere fertig waren. Das war am 6. Oktober 1980. Und eine Woche später
396 habe ich anfangen zu arbeiten. Das war Tiefbau, mit Wasser und Kanalisation, Kabel und das
397 alles, mit Gas. Das hat diese Firma gemacht. #00:14:17#

398

399 I: Wie hat es mit dem Deutsch funktioniert? Haben Sie inzwischen mehr verstanden oder hat
400 jemand für Sie übersetzt? #00:14:27#

401

402 B2: Es waren Männer auch Bosnien, die geholfen haben. Und der Chef von meiner Gruppe war
403 ein Pole, so haben wir uns irgendwie verstanden. Man musste nicht so viel reden. Dann bin ich
404 ins Lager gekommen und da waren fast alles nur Österreicher. Da musste ich selber mehr

405 sprechen und da habe ich auch dann besser gelernt. Da waren nicht viele Leute aus Jugoslawien.
406 Nur ein Kollege war aus Kroatien, er hat mir geholfen. Im Lager habe ich 16 Jahre lang gear-
407 beitet. Am Anfang war es ein bisschen schwer und dann habe ich Deutsch gut gelernt.
408 #00:15:30#

409

410 I: Haben Sie zusätzlich noch einen Deutschkurs gemacht? Oder haben Sie was anderes unter-
411 nommen, um Deutsch zu lernen? #00:15:39#

412

413 B2: Oh nein, sowas gab es nicht. Wissen Sie wie es früher war, man kommt zum Südbahnhof
414 (...) also jetzt sieht es da gut aus, aber früher (...). Das war wie ein Sammelplatz. Man kommt
415 dahin und die Österreicher reißen sich um uns. Die haben Arbeiter gesucht und viel Geld gebo-
416 ten. Aber das habe ich nicht gemacht. Man konnte einfach am Samstag zum Südbahnhof gehen
417 und privat für jemanden arbeiten. Aber ich wollte das nie. Mir war es in meiner Firma genug,
418 mit Kindergeld und Gehalt solide, immer so 16 000 bis 18000 Schilling, Urlaubsgeld, Weih-
419 nachtsgeld. Für mich war es genug. Ich musste auch zu Hause immer was machen, wenn ich
420 nach Bosnien gefahren bin. Da arbeiten, dort arbeiten. Aber wer wollte, konnte hier in Öster-
421 reich Tag und Nacht arbeiten, so viel Arbeit gab es. Man konnte noch ein Gehalt dazu verdie-
422 nen. Ich war aber nie hinter Geld her. So viel wie ich hatte, so viel habe ich ausgegeben. So war
423 das. #00:17:23#

424

425 I: Haben Sie sich einmal diskriminiert und ausgeschlossen gefühlt? #00:17:29#

426

427 B2: Natürlich gab es das. Die österreichischen Kollegen waren zusammen und wir haben da
428 nicht so dazugehört. Und dann haben wir uns aus Jugoslawien miteinander getroffen in der
429 freien Zeit. Das war normal. Aber ich hatte nie Probleme oder Streit, sie haben uns alle Aus-
430 länder gut behandelt, weil wir gut gearbeitet haben. Sie sagten, sie brauchen keinen Bagger, das
431 machen wir alles so. So gut haben wir gearbeitet, waren fleißig. Der Ausländer ist ein Bagger.
432 Das war einfach so, wirklich. Gehasst haben Sie uns nicht, weil wir Ausländer waren. Ich habe
433 diese Erfahrung nicht. #00:18:35#

434

435 I: Haben Sie sich privat mit Österreichern getroffen? #00:18:40#

436

437 B2: Früher weniger, weniger. Eigentlich gab es das schon ab und zu. Nicht so mit Kollegen,
438 aber mit Nachbarn und Bekannten schon, ja. Nicht so viel, aber manchmal schon. Meistens

439 waren wir aus Bosnien zusammen, ich hatte viele Freunde hier aus Bosnien, aus meinem Dorf
440 und viele Bekannte. So dass ich mich meistens mit ihnen getroffen habe. Jetzt haben wir schon
441 mehr Kontakt. Wir haben auch so gute Nachbarn. Manchmal bin ich paar Monate in Bosnien
442 und sie schauen dann in meiner Wohnung, ob alles in Ordnung ist. Umarmen uns, wenn wir
443 wieder kommen, wie Brüder. Das ist die Wahrheit, wirklich. Aber früher hatten wir auch nicht
444 so viel Zeit. Wenn das Wochenende kommt, dann sind wir nach Hause gefahren. Meine Familie
445 war noch in Bosnien. Am Freitag nach der Arbeit (...) ab nach Hause. Da war auch keine Au-
446 tobahn überall und nicht so viele Busse wie jetzt. Und dann kein Klima wie jetzt. Ich musste
447 aber fahren, meine Familie war unten. Als der Krieg angefangen hat, ist dann meine Familie
448 auch gekommen. Aber da waren neue Probleme. #00:20:34#

449

450 I: Was ist dann passiert? #00:20:36#

451

452 B2: Wir konnten keine Wohnung finden. Das war wirklich schwer. Ich glaube, das war, weil
453 wir Ausländer waren, mit drei Kindern (...). Dann habe ich eine Wohnung in Langenrohr ge-
454 funden. Ein Bekannter hat da in einer Kneipe gearbeitet und da oben waren Wohnungen. Aber
455 das war so alt, ein Stall, bisschen saniert. 8000 Schilling wollten sie für die Miete, das war mein
456 halbes Gehalt. 16000 Schilling nur für den Vertrag auf drei Jahre an das Finanzamt musste ich
457 zahlen. Das war eine schwere Zeit. Ich hatte den Aufenthalt unbefristet, aber sie haben der Frau
458 und den Kindern nicht gegeben, weil sie schwarz gekommen sind. Also sie waren nicht erst im
459 Heim in Traiskirchen. Da habe ich viel falsch gemacht, ich habe nicht gewusst, wie ich es ma-
460 chen muss. Das war damals so. #00:22:13#

461

462 I: Wie leben Sie heute? Fühlen Sie sich wohl hier? #00:22:18#

463

464 B2: Ich bin seit 2004 in Pension, damals war ich sehr krank. Und die Kinder sind hier auch. Ein
465 Sohn lebt in Atzenbrugg und die Tochter auch und ein Sohn in Wien mit seiner Familie. Ich
466 und meine Frau sind bisschen hier, bisschen in Bosnien, aber hier gemeldet, die Wohnung ist
467 auf meinen Namen. #00:22:55#

468

469 I: Wie sprechen Sie mit Ihren Kindern? Bosnisch oder Deutsch? #00:23.01#

470

471 B2: Nur Bosnisch. Ein bisschen Deutsch vielleicht mit den Enkelkindern, aber sehr wenig.
472 #00:23:10#

473

474 I: Fühlen Sie sich inzwischen wohl, wenn Sie Deutsch reden? #00:23:15#

475

476 B2: Ja, schon. Ich glaube, ich habe gut genug gelernt. Natürlich gibt es Situationen, wo ich
477 Hilfe brauche, aber meistens ich kann alleine meine Sachen erledigen. Ich habe noch besser
478 früher gesprochen, aber nach dem Schlaganfall (...). Vielleicht merken Sie, dass ich bisschen
479 schwieriger spreche. Ich werde schnell müde, schwitze dann. Es ist aber trotzdem gut.

480 #00:23:52#

481

482 I: Hatten Sie Probleme jemanden zu verstehen, der in Dialekt spricht? #00:23:59#

483

484 B2: Nein, ich glaube ich habe auch mit Dialekt gelernt, weil viele Österreicher so gesprochen
485 haben und für mich war das normal. Ich konnte so gut in Dialekt streiten, am besten in Dialekt.
486 Das habe ich von meinen österreichischen Kollegen gelernt. Meine Firma war in Niederöster-
487 reich, Dialekt war normal. #00:24:35#

488

489 I: Und haben Sie auch gelernt, auf Deutsch zu schreiben? #00:24:39#

490

491 B2: Nein, eigentlich nicht. Manchmal lese ich die Zeitung und weiß so, wie man was schreibt.
492 Aber richtig schreiben habe ich nie gelernt. Sowas habe ich nie gebraucht. Reden war genug.
493 Natürlich ist das schade, schreiben ist auch sehr wichtig. Bei der Arbeit habe ich es nicht ge-
494 braucht, da habe ich nichts geschrieben. #00:25:01#

495

496 I: Gibt es vielleicht sonst noch etwas, dass Sie gerne erzählen möchten? Etwas, was Ihnen be-
497 sonders im Gedächtnis geblieben ist? #00:25:08#

498

499 B2: Nein, ist genug. Ich weiß nicht, was ich noch sagen soll. #00:25:13#

500

501 I: Dann bedanke ich mich für das nette Gespräch. #00:25:17#

502

503 B2: Danke, dass Sie uns besucht haben. #00:25:20#

504

505

506

507

508

509 **Interview B3**

510 **Aufnahmedatum: 27.07. 2022**

511 **Aufnahmeort: Wien**

512 **Aufnahmedauer: 00:19:34**

513

514 I: Danke, dass Sie sich Zeit für unser Gespräch genommen haben. Bevor wir anfangen, habe
515 ich eine Aufgabe für Sie. Und zwar möchte ich, dass Sie darüber nachdenken, welche Sprachen
516 Sie sprechen und hier in diesen Körper einzeichnen. #00:00:17#

517

518 B3: Ich spreche Bosnisch. Wie muss ich das machen? Wo zeichnen, wie? #00:00:21#

519

520 I: Sie dürfen Bosnisch überall einzeichnen, wo Sie wollen. Zum Beispiel im Kopf, im Herzen,
521 in den Armen usw. #00:00:30#

522

523 B3: Im Herzen ist sicher Bosnisch. Mit welcher Farbe soll ich das machen? #00:00:36#

524

525 I: Das ist egal, Sie dürfen eine Farbe nehmen, die Sie wollen. #00:00:40#

526

527 B3: Dann nehme ich die rote Farbe. So (...) im Herzen. Und auch im Kopf eigentlich. Ich denke
528 und spreche auf Bosnisch. Dann muss ich auch da malen. #00:00:56#

529

530 I: Ja, bitte. Sie dürfen an mehreren Stellen malen. #00:01:00#

531

532 B3: So (...) fertig. #00:01:08#

533

534 I: Warum haben Sie den roten Stift gewählt? #00:01:11#

535

536 B3: Weil das wichtig ist. Muttersprache ist sehr wichtig. #00:01:17#

537

538 I: Welche Sprachen sprechen Sie noch? #00:01:20#

539

540 B3: Na Deutsch (...), klar. #00:01:24#

541

542 I: Und wo würden Sie Deutsch malen? Müssen Sie gerade überlegen, oder? #00:01:28#

543

544 B3: Ja, das ist schwierig. Vielleicht (...) das ist in meinen Armen, weil ich die deutsche Sprache
545 für die Arbeit gebraucht habe. Aber sie ist auch im Kopf nach so vielen Jahren. Ich muss die
546 Sprache im Kopf haben. #00:01:54#

547

548 I: Bitte nehmen Sie dafür eine andere Farbe. Vielleicht den blauen Stift (...). #00:02:01#

549

550 B3: Ja und hier soll ich schreiben, welche Sprache das ist? Da so (...). #00:02:17#

551

552 I: Ja, das ist perfekt. Danke. Sprechen Sie vielleicht noch eine Sprache? #00:02:22#

553

554 B3: Nein, eigentlich nicht. Nur Arabisch, wenn ich bete. Aber ich verstehe nicht viel. Das habe
555 ich gelernt, als ich ein Kind war, so sieben oder acht Jahre. #00:02:34#

556

557 I: Möchten Sie Arabisch auch einzeichnen? #00:02:38#

558

559 B3: Ja, ich weiß nicht wo. Bisschen im Kopf, keine Ahnung. Beine? #00:02:46#

560

561 I: Ich weiß es nicht, das dürfen Sie entscheiden. #00:02:48#

562

563 B3: Dann im Kopf und in meinen Beinen. Beim Beten braucht man Kopf und Beine. So wieder
564 eine andere Farbe? #00:02:56#

565

566 I: Ja, bitte. Nehmen Sie eine andere. #00:02:59#

567

568 B3: So (...) jetzt bin ich aber fertig. Das ist bisschen komisch. Keine Sprachen mehr.
569 #00:03:12#

570

571 I: Danke. Sie haben gesagt, dass Sie Deutsch in den Armen haben, wegen der Arbeit damals.
572 Wie haben Sie Deutsch gelernt. #00:03:21#

573

574 B3: Das war so. Ich muss meine Geschichte ganz erzählen. In Österreich waren paar von den
575 früheren Bauern aus dem Dorf. Ein bisschen ältere Männer, vielleicht waren auch paar Junge.
576 Weiß nicht mehr. Und immer, wenn sie zu Besuch nach Hause gekommen sind, also nach Bos-
577 nien, sie waren alle so schick mit weißem Hemd und so. Manchmal mit Krawatte. Ich habe
578 gedacht, was machen die und wie viel verdienen sie? Ich will auch dort arbeiten. Ich habe da-
579 mals zu Hause gearbeitet, wir hatten Kühe und Schafe und Felder. Wir haben von Landwirt-
580 schaft gelebt. Und dann hat mich ein Nachbar mitgenommen, weil (...) damals hat jeder gleich
581 Arbeit bekommen. Das war vor viel Jahren, 1977 war das. #00:04:34#

582

583 I: Wie ging es dann weiter? War es so, wie Sie es erwartet haben? #00:04:38#

584

585 B3: Ich habe gedacht, oh Gott, wo bin ich. Alle zusammen waren sie in einer kleinen Wohnung.
586 So viele Betten, kann man sich nicht vorstellen. Das würde niemand glauben. Heute würden
587 die jungen Leute das nicht tun. Aber die Arbeit war da. Wir haben viel gearbeitet und auch viel
588 verdient. Für uns war es viel. Ich habe auch Geld nach Hause geschickt. Ich hatte damals Frau
589 und ein Kind, aber nicht hier. Sie sind später gekommen. Und (...) am Anfang war ich ein
590 Hilfsarbeiter und später habe ich dann in einer Fabrik gearbeitet, ich habe verpackt und viele
591 Sachen. #00:05:45#

592

593 I: Und wie haben Sie Deutsch gelernt? Haben Sie am Anfang überhaupt kein Deutsch gespro-
594 chen? #00:05:51#

595

596 B3: Das stimmt. Wie habe ich gelernt? Das weiß ich nicht (lacht). Es waren paar Männer auch
597 da aus meinem Land und irgendwie (...). Sie haben ein bisschen besser als ich verstanden.
598 Manchmal wenn ich nicht verstanden habe, dann musste ich mit Händen und Füßen bisschen
599 (...). Oder ich bin ein paar Mal gegangen, um ein Werkzeug zu holen. Das war immer falsch.
600 Aber die Österreicher haben auch viel Geduld gehabt. Nicht ausgelacht oder so. Und wir haben
601 gut gearbeitet, da gab es nie Probleme. Zuerst war ich Hilfsarbeiter und später habe ich gewech-
602 selt. #00:06:49#

603

604 I: Haben Sie die Arbeit gewechselt, als Sie die deutsche Sprache besser verstanden und selber
605 gesprochen haben? #00:06:57#

606

607 B3: Ja, irgendwann habe ich selber angefangen. Ich habe mich mehr getraut zu sagen (...) egal,
608 falsch oder richtig. Man kann Kollegen paar Mal fragen, aber Leute mögen nicht, wenn man
609 immer fragt. Es stört die Kollegen und ich habe mir selber gesagt, du musst keinem auf die
610 Nerven gehen. Dann habe ich langsam angefangen. Irgendwie haben Sie mich verstanden. Aber
611 dort waren auch viele Männer aus Jugoslawien, da braucht man nicht viel Deutsch. #00:07:39#

612

613 I: Wie haben Sie Deutsch gelernt? Gab es sowas wie Deutschkurse? #00:07:44#

614

615 B3: Nein, nein. Das war anders, nicht so wie heute. Heute haben die Leute alles, wenn sie
616 kommen. Aber damals war nur arbeiten wichtig, nicht die Sprache. #00:07:55#

617

618 I: Aber wie haben Sie dann Deutsch gelernt? Was haben Sie unternommen, um Deutsch zu
619 lernen? #00:08:00#

620

621 B3: Ich habe die Zeitung gelesen oder Radio gehört. Ich habe nicht viel verstanden, aber trotz-
622 dem gehört. Und so (...) bei der Arbeit mit österreichischen Kollegen. Ich habe nicht so viel
623 gedacht, dass ich lernen muss. Nur das, was ich brauche für Arbeit und so (...). Damals hatte
624 ich keinen Fernseher. Aber später habe ich so auch viel gelernt. Und jetzt sehe ich jeden Tag
625 Nachrichten, ich muss mich informieren, was es gibt in der Welt und Österreich. Auch Filme,
626 Serien auch. Aber ich habe auch unsere Programme. Eigentlich alles schauen wir an.

627 #00:08:51#

628

629 I: Hatten Sie in Ihrer Freizeit auch Kontakt zu den Österreichern? #00:08:56#

630

631 B3: Nein, nicht so. Wir hatten nur in der Firma miteinander Kontakt, sonst nur mit Leuten aus
632 meiner Heimat. Als später meine Familie kam, dann haben wir uns mit anderen Familien ge-
633 troffen, Kinder zusammen gespielt und so. #00:09:18#

634

635 I: Glauben Sie, das lag an der Sprache, dass Sie nicht so viel Kontakt mit Österreichern hatten?
636 #00:09:25#

637

638 B3: Ich weiß nicht (...). Keine Ahnung. Das war einfach so. Jeder ist mit seinen Leuten. Ich
639 glaube, das ist nicht wegen der Sprache. Wir waren nicht Österreicher. #00:09:44#

640

641 I: Glauben Sie, weil Sie Ausländer waren? #00:09:47#
642
643 B3: Das glaube ich, ja. Gut für die Arbeit, aber (...). #00:09:54#
644
645 I: Haben Sie sich manchmal wegen ihrer Sprache ausgeschlossen oder ausgegrenzt gefühlt?
646 #00:10:00#
647
648 B3: Natürlich war da so ein Gefühl, aber ich hatte nie Probleme. Niemand sagt, du darfst das
649 und das nicht, du bist nicht gut, aber man fühlt etwas. Man ist anders. #00:10:14#
650
651 I: Wie meinen Sie das? #00:10:16#
652
653 B3: Wir waren gut für die Arbeit und privat ist jeder mit seinen Leuten gewesen. Wir sind
654 gekommen und wollten arbeiten und Geld verdienen. Und damals hat jeder auch Arbeit gehabt,
655 nicht wie heute. Heute musst du erst die Sprache lernen und dann bekommt man Arbeit. Aber
656 trotzdem schwer. Wir waren gute Arbeiter damals, sehr gute. #00:10:50#
657
658 I: Gibt es ein Ereignis, das Ihnen besonders im Kopf geblieben ist. Haben Sie vielleicht mal
659 gedacht, ich weiß nicht weiter, oder ich kann mich in der deutschen Sprache nicht so ausdrücken
660 wie ich will? #00:11:02#
661
662 B3: Ich kann mich nicht erinnern genau, aber wenn jemand mit Dialekt gesprochen hat. Mein
663 Gott, das war wie andere Sprache für mich. Da habe ich viele, viele Probleme gehabt. Das war
664 wirklich nicht schön und heute finde ich es immer noch schwer. Was soll ich sagen (...), schwer.
665 #00:11:35#
666
667 I: Wann ist dann Ihre Familie gekommen? Wie war das für Sie? #00:11:40#
668
669 B3: Ich war glücklich, dass meine Familie gekommen ist. Das war 1983 und ich hatte dann
670 schon zwei Kinder, aber für meine Familie war es auch schwer am Anfang. Für meine Frau die
671 Sprache, Kinder dann Schule und Kindergarten (...). Aber es war besser als allein. Und später
672 dann ist ein drittes Kind gekommen. So war das, die Jahre sind schnell (...) vorbei. #00:12:24#
673
674 I: Haben Sie je darüber nachgedacht, in Ihr Heimatland zurückzukehren? #00:12:29#

675

676 B3: Das war erst der Plan von allen, nicht nur von mir. So haben alle gedacht, aber die Zeit war
677 nie gut dafür, Kinder wollten nicht. Hier hatten wir alles und wenn wir wieder zurückkehren,
678 wieder alles von vorne. Verstehen Sie? #00:12:49#

679

680 I: Ja, sicher. Sie hätten sich dann wieder von vorne alles aufbauen müssen. #00:12:54#

681

682 B3: Genau. Ich kenne welche, die zurückgegangen sind. Das waren Männer mit Familien unten,
683 das ist was anderes. Aber wenn die ganze Familie da ist, dann bleibst du. Ich habe drei Kinder,
684 zwei Söhne und eine Tochter. Für sie war es auch nicht leicht, sie mussten auch Deutsch lernen.
685 Hier neu, unten neu (...). Nein, nein. Und dann kam der Krieg und es war vorbei (...). Meine
686 Kinder sind glücklich hier, ich habe fünf Enkelkinder. Meine Frau und ich sind den ganzen
687 Sommer in Bosnien, dann wieder hier und so. Wir sind in Pension, wir haben viel Zeit. Solange
688 es so geht mit der langen Reise. Noch ein bisschen und dann ist Schluss. #00:14:55#

689

690 I: Wie sprechen Sie jetzt mit Ihren Kindern? Auf Deutsch oder auf Bosnisch? #00:15:00#

691

692 B3: Nein, nicht Deutsch. Nur Bosnisch. Aber mit den Enkelkindern muss ich oft. Sie verstehen
693 besser Deutsch und wir streiten dann, weil sie nicht Bosnisch sprechen wollen. Und sie sagen,
694 ich rede falsch. Aber ich will auch, dass Sie Bosnisch besser lernen. Das ist wichtig, das ist ihre
695 Sprache. Deutsch lernen sie in der Schule automatisch, oder im Kindergarten. Das passiert ein-
696 fach so. #00:15:32#

697

698 I: Und wie wichtig ist Ihnen inzwischen die deutsche Sprache? #00:15:37#

699

700 B3: Schon sehr wichtig. Ich lebe hier, man muss hier Deutsch lernen und sprechen jeden Tag.
701 Aber ich verstehe immer noch nicht alles, aber für mich genug. Ich kann zum Arzt gehen oder
702 zum Supermarkt und alleine erledigen, was ich brauche. Wenn ich etwas in Papieren nicht ver-
703 stehe, dann habe ich meine Kinder. Aber ich bin zufrieden, wie ich gelernt habe. Ohne Schule,
704 alleine. #00:16:10#

705

706 I: Ja, das finde ich auch. Sie haben das großartig gemacht. Sprechen Sie gerne Deutsch?
707 #00:16:15#

708

709 B3: Ja, was soll ich sagen. Wenn ich muss, dann spreche ich. Natürlich ist für mich leichter
710 meine Sprache, aber wenn ich muss, geht beides. #00:16:28#

711

712 I: Sie sagen, Sie sprechen Deutsch, wenn Sie müssen. Ist es Ihnen manchmal unangenehm
713 Deutsch zu sprechen? Oder haben Sie sich einmal ganz unwohl gefühlt? #00:16:39#

714

715 B3: Natürlich. Zum Beispiel wenn man was erledigen muss mit Formularen und so beim Amt.
716 Es waren viele Situationen. Da fühlt man sich ein bisschen schlecht. Ich weiß nicht, wie ich
717 sagen soll. Manchmal glauben Menschen, wenn man nicht Deutsch kann, man ist dumm. Ich
718 habe Deutsch gut gelernt, aber schreiben kann ich nicht gut. Das habe ich nie gelernt, weil (...)
719 für die Arbeit habe ich das nie gebraucht. Meine Frau ist besser als ich. Sie ist später gekommen
720 und trotzdem viel besser. Sie hat das mehr interessiert. Und bei mir war nur die Arbeit, ich habe
721 auch keine Zeit gehabt so richtig zu lernen. Es war so, aber trotzdem ist das gut. Der Mensch
722 muss zufrieden sein. Und für mich ist es schwer, anders zu schreiben als ich höre. Unsere Spra-
723 che ist einfach, man schreibt so wie man spricht, aber Deutsch ist nicht so. #00:17:55#

724

725 I: Würden Sie sagen, dass Sie aufgrund Ihrer Sprache anders behandelt wurden. #00:17:59#

726

727 B3: Ja, ich glaube alle Menschen werden das, nicht nur ich. Keine Ahnung. Man ist in einem
728 anderen Land, egal wie lange man dort lebt, man ist immer Ausländer. #00:18:14#

729

730 I: Wurden Sie bei bestimmten Situationen diskriminiert? Oder gab es rassistische Vorfälle?
731 #00:18:20#

732

733 B3: Wissen Sie was, ja. Wir hatten große Probleme, eine Wohnung zu bekommen. Als ich allein
734 hier war, dann habe ich mit Kollegen gewohnt. Aber dann (...). Niemand wollte mir und meiner
735 Familie eine Wohnung geben. Das ist sicher, weil wir Ausländer sind und nicht gut Deutsch
736 sprechen. Wenn sie nur den Namen gehört haben (...). Später haben wir dann eine Gemeinde-
737 wohnung bekommen und dann wieder eine größere. Ehrlich gab es viele schwere Situationen,
738 aber so war das. #00:19:05#

739

740 I: Fühlen Sie sich trotzdem Österreich zugehörig? #00:19:08#

741

742 B3: Ja, sicher. Das ist auch mein Land. Wir haben auch alle lange schon die österreichische
743 Staatsbürgerschaft, meine zweite Heimat. #00:19:17#

744

745 I: Fällt Ihnen vielleicht noch etwas ein, was Sie mir gerne erzählen möchten? #00:19:22#

746

747 B3: Nein, ich glaube, ich habe ganz viel erzählt. Es ist genug. Oder? #00:19:28#

748

749 I: Ja, ich bedanke mir ganz herzlich bei Ihnen für das Gespräch. #00:19:32#

750

751 B3: Danke auch. #00:19:34#

752

753

754

755

756 **Interview B4**

757 **Aufnahmedatum: 13.09.2022**

758 **Aufnahmeort: Wien**

759 **Aufnahmedauer: 00:25:13**

760

761 I: Vielen Dank, dass Sie mich eingeladen haben und dieses Gespräch mit mir führen.

762 #00:00:05#

763

764 B4: Sehr gerne. Ich freue mich, dass Sie da sind. #00:00:08#

765

766 I: Bevor wir mit dem Gespräch beginnen, möchte ich Sie bitten, mir mit diesen Buntstiften, alle

767 Sprachen, die Sie sprechen und eventuell noch lernen möchten, in diese Figur einzuzeichnen.

768 Für jede Figur benutzen Sie bitte eine andere Farbe. #00:00:23#

769

770 B4: Ich verstehe nicht wo (...) so richtig. #00:00:26#

771

772 I: Sie nehmen einen Stift und dürfen die Sprachen, die Sie sprechen, in die Figur einzeichnen

773 wo auch immer Sie wollen. #00:00:34#

774

775 B4: Ja, dann nehme ich diese Farbe für meine Muttersprache. Wo soll ich malen, sie ist überall.
776 So überall bisschen. Lustig, wie in der Schule (lacht). #00:00:49#
777
778 I: Ein wenig. Können Sie daneben schreiben, welche Sprache die blaue Farbe ist? Hier zum
779 Beispiel. #00:00:57#
780
781 B4: Ich kann nicht so gut sehen. Können Sie das schreiben? Bosnisch ist blaue Farbe.
782 #00:01:03#
783
784 I: Ja, natürlich. Welche Sprache sprechen Sie noch? #00:01:07#
785
786 B4: Ich spreche nur Bosnisch und Deutsch. #00:01:11#
787
788 I: In Ordnung, dann nehmen Sie bitte jetzt eine andere Farbe für Deutsch. #00:01:16#
789
790 B4: Dann nehme ich diese Farbe. Ich habe so lange nicht gemalt (lacht). Wo kann ich Deutsch
791 malen? Im Kopf? #00:01:26#
792
793 I: Ja, wenn Sie das wollen. Das können Sie selbst entscheiden. #00:01:30#
794
795 B4: Das ist so schwer (...). Ich weiß nicht. So das ist Deutsch. Wenn ich spreche, dann brauche
796 ich meinen Kopf zum Denken und Überlegen, wie man etwas sagt. Können Sie schreiben
797 Deutsch? #00:01:50#
798
799 I: Ja, ich helfe Ihnen. Gibt es vielleicht doch noch eine Sprache, die Sie ein bisschen sprechen
800 oder den Wunsch haben, zu lernen? #00:01:58#
801
802 B4: Ein bisschen verstehe ich Arabisch. Ich bete jeden Tag und lese manchmal den Koran und
803 war auch in Mekka auf dem Haddsch vor ein paar Jahren. Aber ich verstehe nicht viel, aber ist
804 für mich wichtig. Soll ich das auch (...), irgendwo. #00:02:18#
805
806 I: Ja, bitte. Vielleicht mit einer anderen Farbe. #00:02:20#
807

808 B4: In Ordnung, ja (...). Arabisch ist im Herzen, weil ich auch so bete, aber ich verstehe nur
809 wenig. Ich kann nicht sprechen, nur beten. #00:02:37#
810
811 I: Okay, dann schreiben wir dahin Arabisch. Wollen Sie noch eine Sprache einzeichnen?
812 #00:02:40#
813
814 B4: Nein, ich kann keine Sprache mehr, leider. #00:02:44#
815
816 I: Sie haben Deutsch im Kopf eingezeichnet? Warum? #00:02:48#
817
818 B4: Naja, man muss hier immer an die deutsche Sprache denken und sprechen. Für alles braucht
819 man Deutsch. Im Supermarkt Deutsch, dann Arzt wieder Deutsch, im Bus oder Straßenbahn,
820 auf der Straße (...). Ohne Deutsch geht das nicht, das ist immer im Kopf. Ich bin schon 54 Jahre
821 in Österreich. #00:03:22#
822
823 I: Das ist wirklich eine lange Zeit. Wie haben Sie damals Deutsch gelernt? #00:03:25#
824
825 B4: Ich habe gleich mit Österreichern gearbeitet, als ich gekommen bin. Die ersten Monate
826 steht man da und schaut, hat keine Ahnung. Man weiß nicht, was will der (...). Ich bin zuerst
827 in die Gastronomie gekommen. Ich bin am Dienstagabend gekommen und am Mittwochmorgen
828 habe ich schon angefangen zu arbeiten. So war das wirklich. Aber zuerst war mein Mann ge-
829 kommen. Eigentlich war unser Plan, nach Kanada zu gehen, weil ich einen Bruder in Kanada
830 habe. Wir wollten einfach ins Ausland gehen, irgendwohin weg. Und ich habe meinen Bruder
831 so geliebt. So haben wir alles geplant, aber das war eine andere Zeit. Wir konnten nicht aus
832 Bosnien direkt nach Kanada reisen, es war eine Botschaft in Belgrad nur. Damals 1968 konnte
833 man nicht aus Bosnien reisen. Und dann hat mein Mann aber einen Kollegen in Slowenien
834 getroffen, mit dem er gearbeitet hat und er sagte ihm, warum nicht in Österreich probieren. Er
835 kennt da auch eine Frau, die dort arbeitet und so. Und mein Mann ist dann auch nach Wien
836 gefahren, war da vielleicht zwei Wochen und er hat keine Arbeit gefunden, aber gesagt, Frauen
837 werden in der Gastronomie mehr gebraucht und ich soll dorthin zum Arbeiten gehen. Und so
838 war es auch. Ich bin dann mit meinen Eltern nach Zagreb gefahren, ich habe nicht richtig auf
839 Wiedersehen gesagt. Schnell in den Zug rein und nach Wien gefahren. Ich habe nur ein Bild
840 von der Frau bekommen, die dort auf mich warten sollte, also hier in Wien. Ja, wirklich (...).
841 A. war ihr Name. Aber ich war so jung, 20 Jahre alt, ich war nie irgendwo von zu Hause weg.

842 Das war alles für mich aufregend, das Hotel in Zagreb, alles. So etwas habe ich nicht gekannt.
843 Ich bin einfach so gegangen, ohne nachzudenken. Oh mein Gott, aus Liebe habe ich so jung
844 geheiratet. Ich weiß nicht, wie lange ich unterwegs war, aber am Südbahnhof bin ich rausge-
845 stiegen. Es war früher auch nicht ganz anders, ähnlich wie jetzt, riesiger Bahnhof. Bin ausge-
846 stiegen, und wohin? Und dann sehe ich eine Frau wartet auf jemanden. Ich habe gleich gedacht,
847 das ist diese Frau, das muss sie sein. #00:07:03#

848

849 I: Sie haben sie gleich erkannt? #00:07:05#

850

851 B4: Ja, gleich. Dann bin ich mit ihr (...) also unten war das Restaurant, wo ich arbeiten sollte,
852 und oben waren die Zimmer für die Arbeiter. Wenn man oben im 1. Stock war, musste man
853 über eine Brücke gehen und da waren dann die Zimmer. Und ich habe gleich am nächsten Tag
854 angefangen zu arbeiten. #00:07:36#

855

856 I: Wie war das für Sie, habe Sie auch ein bisschen die Sprache verstanden? #00:07:41#

857

858 B4: Nein, ich habe nichts verstanden. Woher denn? Ich bin einfach los, ohne zu wissen, wohin
859 ich gehe und was ich mache. #00:07:53#

860

861 I: Hatten Sie jemanden, der für Sie übersetzt hat? #00:07:57#

862

863 B4: Ja, eine Frau, die früher nach Wien gekommen ist, hat mir am Anfang geholfen und ein
864 bisschen gezeigt. Aber nicht viel, ich musste dann selbst lernen. Es war sehr schwer. Wie viel
865 Mal habe ich etwas nicht verstanden und etwas anderes gebracht oder gemacht. Die Arbeit war
866 auch schwer. So schwer habe ich zu Hause nicht gearbeitet. Ich habe keine Hausarbeit gemacht,
867 bisschen schon, aber nicht viel. Auch nicht auf dem Land. Ich war das nicht so gewohnt. Unser
868 Vater wollte nie, dass wir schwer arbeiten, also meine Schwestern und ich. Mein Vater hat
869 damals für die Arbeit auf dem Acker Arbeiterinnen geholt und sie bezahlt, dass wir nicht schwer
870 arbeiten müssen. Wirklich, das mussten wir nie machen. Aber ich konnte auch nicht so gut
871 kochen, meine Mutter hat alles gekocht. Als ich geheiratet habe, dann habe ich angefangen...
872 Also das war sehr schwer und ohne Deutsch und allein. Ich habe gedacht, was hast du gemacht?
873 Mein Gott, jemand will ein Messer von mir und ich bringe ihm Fleisch, so war das, bis ich ein
874 bisschen besser verstanden habe. In diesen ersten Jahren, als die Arbeiter aus Jugoslawien

875 gekommen sind, gab es keine Kurse, vielleicht schon, ich weiß nicht, aber es waren auch nicht
876 viele, die helfen konnten. #00:09:58#

877

878 I: Haben Sie dann allein versucht, Deutsch zu lernen. Hatten Sie wenigstens ein Wörterbuch
879 oder irgendwas, woraus Sie lernen konnten? #00:10:08#

880

881 B4: Nein, ich hatte auch keine Zeit. Wir haben nur gearbeitet. Aber ich war jung, 20 Jahre alt.
882 Ich habe nur einmal gehört und es ist im Kopf geblieben und vielleicht war es besser, dass fast
883 alles Österreicher waren. Es waren zwei Frauen aus Bosnien auch da im Restaurant, aber wir
884 waren nicht immer alle zusammen, ich war gezwungen Deutsch zu lernen und zu sprechen, so
885 wie ich konnte. Am Anfang die Wörter wie wenig, viel, danke, bitte, hallo, guten Tag und so.
886 Aber mein Chef hat mir auch ein paar Mal gezeigt, was ich machen muss. Schnell, schnell, da
887 gibt es keine Pause. Ich wollte Kren schälen und kleinschneiden, da hat er gesagt: „Nein, so
888 musst du reiben. Kren so reiben, Würstchen kochen.“ Er war sehr geizig, aber ich habe viel
889 gelernt. Ich war jung, das war kein Problem. #00:11:35#

890

891 I: Haben Sie sich auch ausgeschlossen gefühlt, weil Sie die Sprache nicht gut beherrschten?
892 #00:11:39#

893

894 B4: Ausgeschlossen, weil alles für mich neu war, nicht nur wegen der Sprache. Ich habe nicht
895 viel verstanden, aber schlimmer war, dass ich allein war und zu mir ins Restaurant durfte mein
896 Mann nicht kommen. Auf keinen Fall, das war verboten. Nach zwei Wochen ist auch er nach
897 Wien gekommen, aber er durfte nicht zu mir. Ich konnte auch nicht raus, keine Zeit. Ich musste
898 von morgens bis abends arbeiten. Ich war so unglücklich. Aber meine Chefin hat mir dann
899 versprochen, dass sie mir hilft und für meinen Mann eine Arbeit sucht, und zum Glück hat er
900 dann auch eine Arbeit gefunden, also meine Chefin hat für ihn die Arbeit gefunden. Damals
901 war das kein Problem, eine Arbeit zu finden. Und ich habe da von Juni bis August gearbeitet
902 und dann hat das Restaurant Kollektivurlaub gehabt. Meine Chefin hat gesagt, wenn ich auf sie
903 warte, dann kann ich weiterarbeiten. Aber ich habe dann in dem anderen Restaurant zusammen
904 mit meinem Mann angefangen zu arbeiten. Ich muss sagen, ich bin Österreich sehr dankbar.
905 Die Österreicher haben uns schon gebraucht, aber mehr wir sie. Ich bin auf jeden Fall sehr
906 dankbar. Mir hat man nie schlecht behandelt. Mit den österreichischen Kollegen habe ich nie
907 Probleme gehabt, das waren gute Menschen. Aber mit anderen schon, das war was anderes. Ich
908 möchte nicht darüber sprechen. #00:13:33#

909

910 I: Hatten Sie auch privat mit den österreichischen Kollegen Kontakt? #00:13:38#

911

912 B4: Ich kann mich erinnern, meine Kollegin M. hat mich und meinen Mann zum Abendessen
913 eingeladen. Und dann hat sie mich in die Küche gerufen und gezeigt, dass sie kein Schweine-
914 fleisch kocht und ich muss mir keine Sorgen machen. „Schau da F.“, hat sie gesagt, „das ist
915 Hühnerfleisch ohne Schweinefett.“ Sie hat gewusst, ich esse kein Schweinefleisch. Da habe ich
916 gesehen, dass sie uns respektiert und unsere Kultur. Das war für mich so wertvoll, als hätte sie
917 mir ganz Wien geschenkt. Das hat mich so gefreut, das kann ich nicht beschreiben. Sie war so
918 eine gute Person, wie eine Mutter. Mit ihr habe ich dann auch so viel Deutsch gelernt. Sie wollte
919 unbedingt, dass ich Deutsch lerne. Ich denke auch heute oft an sie. Ich bin ihr so dankbar, sehr
920 dankbar. Wir haben viele Jahre zusammengearbeitet. Das war so ein schönes großes Restaurant
921 im ersten Bezirk, die Firmen hatten da Konferenzen und Besprechungen, und Hochzeiten wurde
922 gefeiert. Aber auch ein normales Restaurant, also sehr groß. Und dann habe ich auch noch eine
923 Hausmeisterwohnung bekommen. Das war eine schöne Wohnung, aber ich musste da auch die
924 Stiegen putzen neben der Arbeit, im Winter musste ich dann den Schnee wegräumen und was
925 am schlimmsten war, im Haus war eine Fleischerei und über den Hof hinten war das Lager.
926 Das war alles immer so schmutzig, das Fett überall. Ich musste das jeden Tag putzen, und das
927 nach meiner Arbeit im Restaurant. Man musste das Wasser erst aufwärmen, es war kein warmes
928 Wasser, oder Toilette in der Wohnung. Nicht mal beim Chef von der Fleischerei war die Toi-
929 lette in der Wohnung. Kein Bad, es war damals so arm hier. 1968 war hier keine einzige U-
930 Bahn, keine einzige. Arbeiten, nur arbeiten musste ich. Manchmal von sieben bis elf in der
931 Nacht. Das waren keine richtigen Arbeitszeiten, sondern arbeiten bis du fertig bist. #00:16:29#

932

933 I: Wie haben Sie sich zu dieser Zeit gefühlt? Haben sie dazugehört? #00:16:34#

934

935 B4: Das war mir alles zu viel, meine Ehe war schon kaputt. Ich musste wieder von vorne ange-
936 fangen, mit einem Koffer und 500 Schilling in der Tasche. Das war so eine schwierige Zeit für
937 mich. Dann habe ich auch die Firma gewechselt. Da habe ich mich wieder gut gefühlt und die
938 Arbeit war gut, das war eine Fließbandarbeit. Und da waren nur Österreicher, aber ich habe
939 damals auch gut gesprochen und ich habe keine Übersetzung mehr gebraucht. Ich war selbst-
940 ständig und glücklich. Oder nein, eine Frau aus Kroatien hat auch dort gearbeitet. Aber alle, die
941 Kollegen und der Chef waren sehr nett, und wir haben uns alle respektiert. Er ist oft zu mir
942 gekommen, und hat gefragt: „F. wie geht es dir?“ Das war für mich sehr wertvoll, ein Zeichen

943 von Respekt, ich habe mich da wohlgefühlt. Und ich habe dann die zweite Hausmeisterwoh-
944 nung bekommen. Da war ich dreißig Jahre, bis ich diese Eigentumswohnung gekauft habe. Jetzt
945 habe ich aber viel erzählt. Das ist, was noch im Kopf geblieben ist. Und es gibt noch mehr, was
946 ich vergessen habe (lacht). #00:18:05#

947
948 I: Das ist super. Ich danke Ihnen. Wie wichtig ist Ihnen heute die deutsche Sprache? In welchen
949 Situationen und mit wem sprechen Sie heute noch Deutsch? #00:18:16#

950
951 B4: Natürlich sehr wichtig. Ich bin über 50 Jahre in Österreich. Mit meiner Familie spreche ich
952 auf der Muttersprache, natürlich. Aber sonst beim Einkaufen oder beim Arzt Deutsch, mit den
953 Nachbarn. Ich habe noch ein paar österreichische Bekannte, sie besuchen mich manchmal und
954 da spreche ich Deutsch. Aber seitdem ich in Pension bin, spreche ich nicht so oft wie früher.
955 Ich habe keinen Kontakt (...), keinen regelmäßigen Kontakt. #00:18:57#

956
957 I: Also ich sehe, ich sprechen gut. Brauchen Sie trotzdem manchmal Hilfe bei einigen Sachen,
958 oder verstehen Sie so gut, dass Sie alles allein erledigen können? #00:19:06#

959
960 B4: Um Gottes Willen, ich brauche niemanden. Ich spreche nicht perfekt, ich bin nicht hier in
961 die Schule gegangen, aber für mich ist das gut und genug. Und streiten kann ich auch auf
962 Deutsch. Bis letzte Woche habe ich nie einen Streit mit einem Österreicher gehabt, auch bei der
963 Arbeit nicht. Letzte Woche habe ich aber mit meiner Nachbarin ein bisschen gestritten. Sie
964 sagte: „Sie schütten Ihren Teppich aus und das fällt auf meinen Kopf.“ Blödsinn, so ein Blöd-
965 sinn. Also streiten kann ich auch (lacht). #00:19:48#

966
967 I: Fühlen Sie sich wohl, wenn Sie Deutsch sprechen? #00:19:51#

968
969 B4: Jetzt schon, ja. Aber am Anfang natürlich nicht. Ich habe lang gebraucht, um selber etwas
970 anfangen zu reden. Also ich habe viel verstanden dann, aber ich habe mich nicht wohl gefühlt,
971 wenn ich gesprochen habe. Ich habe mich geschämt und habe dann auch leise gesprochen. Aber
972 später, als ich gesehen habe, dass es nicht so schlimm ist, habe ich mehr angefangen zu spre-
973 chen. M. hat immer gedrängt „Sprich F., du musst sprechen.“, hat sie gesagt, „sonst lernst du
974 es nie.“ (...) So war das. #00:20:40#

975

976 I: Ist Ihnen ein Ereignis besonders in Erinnerung geblieben über das Sie noch erzählen möch-
977 ten? #00:20:47#

978

979 B4: Also als ich mich mit meinem Mann getrennt habe, wollte ich raus aus diesem Restaurant,
980 ich konnte da nicht mehr arbeiten und eine Bekannte hat für mich auch eine Stelle gefunden, in
981 einer Fabrik, wo ihr Schwager auch gearbeitet hat. Und (...) ich bin dann also zusammen mit
982 ihr in diese Firma gegangen und der Chef, Herr K. war sein Name, hat mit uns den Antrag
983 ausgefüllt und ich sollte zum Arbeitsmarkt gehen und sie werden mich kontaktieren, wann ich
984 anfangen kann mit der Arbeit. Ich habe diesen Antrag mit nach Hause genommen, ich habe ihn
985 nicht zum Arbeitsamt gebracht. Ich weiß nicht, was ich gedacht habe. #00:21:43#

986

987 I: Haben Sie nicht verstanden, dass Sie ihn beim Arbeitsamt abgeben müssen? #00:21:48#

988

989 B4: Sie war auch dabei, vielleicht hat sie geglaubt, dass ich verstanden habe, wie das geht. Aber
990 als ich früher in dem Restaurant angefangen habe, habe ich nie das selber abgegeben, sondern
991 die Firma. Ich habe nie was von einer Arbeitskarte gewusst, aber es war alles immer regulär.
992 Ich habe fünf Jahre gearbeitet. Ich war nie beim Stempeln, ich habe nie Arbeitslosengeld be-
993 kommen, keine Abfertigung bekommen (...). Ich habe diesen Antrag in die Schublade rein und
994 gewartet. Nach drei Wochen ruft mich R. an und fragt: „Hast du die Karte bekommen?“ „Nein,
995 habe ich nicht.“, habe ich gesagt. Ich habe gedacht, es dauert lange, weil Urlaubszeit war, das
996 war Juni. Dann fragt sie mich, ob ich es abgegeben habe, den Antrag. Und da habe ich erst
997 verstanden, was ich gemacht habe. Dann schnell zum Arbeitsamt mit dieser Bekannten und
998 dann habe ich gleich die Karte bekommen. Ich habe schon Deutsch gesprochen, aber (...) ich
999 weiß auch nicht. #00:23:18#

1000

1001 I: Wie leben Sie heute? Ist Österreich zu Ihrem zweiten Heimatland geworden? #00:23:23#

1002

1003 B4: Schauen Sie mal, ich bin mit 20 Jahren nach Österreich gekommen und jetzt bin ich 74.
1004 Natürlich liebe ich auch mein Heimatland. Als ich noch ein bisschen jünger war, habe ich noch
1005 mehr Zeit dort verbracht (...). So ein paar Monate dort und dann wieder hier und wieder dort.
1006 Ich habe in B. ein Haus gebaut und bin gerne dort mit meinen Leuten. Aber jetzt fahre ich nicht
1007 so oft, ich habe auch Angst allein in dem Haus, und mit der Gesundheit bin ich auch nicht so
1008 gut. Meine Hüfte (...). Hier lebe ich mit meiner Schwester zusammen, sie hilft mir viel, sie ist

1009 jünger. Als der Krieg war sind viele Verwandte aus Bosnien gekommen, meine Wohnung war
1010 immer voll. Alle waren zuerst bei mir (...). Ich habe keine Kinder, aber viele Neffen und Nichten
1011 zum Glück und sie besuchen uns und wir sind nie allein, Gott sei Dank (...). Es tut mir so
1012 leid, aber ich habe nicht gesehen, dass es so spät ist. Ja moram sam da klanjam. Jesam li
1013 dovoljno...?³ Habe ich genug erzählt? #00:25:01#

1014

1015 I: Ja, ich möchte mich bei Ihnen für das nette Gespräch bedanken. #00:25:06#

1016

1017 B4: Gerne. Ich hoffe, ich habe geholfen und alles Gute. #00:25:11#

1018

1019 I: Vielen Dank. #00:25:13#

1020

1021

1022

1023

1024

1025

1026

1027

1028

³ Ich muss jetzt beten. Habe ich genug...?

Literaturverzeichnis

Alber, Karl / Gehmacher, Ernst u. a. (Hg.) (1973): Gastarbeiter. Wirtschaftliche und soziale Herausforderung. Wien: Europaverlag. Österreichischer Wirtschaftsverlag.

Albrecht, Günter (1972): Soziologie der geographischen Mobilität: Zugleich ein Beitrag zur Soziologie des sozialen Wandels. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.

Bacher, Marion (2011): Rotation oder Integration? Österreichischer und schwedischer Umgang mit Arbeitsmigration in den 1970er Jahren. Masterarbeit. Universität Wien.

Bakondy, Vida (2010): Bitte um 4 bis 5 türkische Maurer. Eine Analyse von Anwerbeakten der österreichischen Wirtschaftskammer. In: Initiative Minderheiten: Viel Glück! Migration heute. Wien: Donau Form Druck.

Battenfeld, Stefanie (1976): Die Beschäftigung von Gastarbeitern im Wirtschaftsverlauf unter besonderer Berücksichtigung der Rezession. Dissertation. Universität Wien.

Becker, Rolf / Lauterbach, Wolfgang (Hg.) (2016): Bildung als Privileg. Ursachen, Mechanismen, Prozesse und Wirkungen. Wiesbaden: Springer.

Birsl, Ursula (2005): Migration und Migrationspolitik im Prozess der europäischen Integration?. Opladen: Barbara Budrich.

Brüsemeister, Thomas (2008): Qualitative Forschung. Ein Überblick. 2. Auflage. Wiesbaden: GWV Fachverlage.

Busch, Brigitta (2010): Die Macht präbabilonischer Phantasien. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, 40/160, 58–82.

Busch, Brigitta (2012): Das sprachliche Repertoire oder Niemand ist einsprachig. Vorlesung zum Antritt der Berta-Karlik-Professur an der Universität Wien. Klagenfurt – Wien/Celovec – Dunaj: Drava.

Busch, Brigitta (2017): Mehrsprachigkeit. 2. Auflage. Wien: Facultas.

Busch, Brigitta (2019): Sprachreflexion und Diskurs: Theorien und Methoden der Sprachideologieforschung. In: Niehr, Thomas / Antos, Gerd / Spitzmüller, Jürgen (Hg.): Handbuch Sprache im Urteil der Öffentlichkeit. Berlin/Boston: De Gruyter, 107–137.

Busch, Brigitta (2021): Mehrsprachigkeit. 3. Auflage. Wien: Facultas.

Butler, Judith (2001): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Reiner Ansén. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Butschek, Felix (2011): Österreichische Wirtschaftsgeschichte - von der Antike bis zur Gegenwart. Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag.

Carmine, Veronica (2004): Das Sprachbewusstsein: Analyse einer kulturellen Integration durch die direkte Rede. In: Franceschini, Rita / Miecznikowski, Johanna (Hg.): Leben mit mehreren Sprachen. Vivre avec plusieurs langues. Sprachbiographien. Biographies langagières. Frankfurt am Main: Lang, 211–226.

Cathomas, Rico / Carigiet, Werner (2005): Zwei- und mehrsprachige Erziehung: Antworten auf Grundfragen: Familie Caselli erzieht ihre Kinder dreisprachig. Geht das gut?. Graubünden: Amt für Volksschule und Sport.

De Cillia, Rudolf (1998): Burenwurscht bleibt Burenwurscht. Sprachenpolitik und gesellschaftliche Mehrsprachigkeit in Österreich. Klagenfurt/Celovec: Drava.

De Col, Christine / Seewald, Günther / Meise, Ullrich (2004): Individuelle Bewältigung von Stigmatisierung und Diskriminierung. In: Rössler, W. (Hg.): Psychiatrische Rehabilitation. Berlin/Heidelberg: Springer, 861–874.

Demmerling, Christoph / Landweer, Hilge (2007): Philosophie der Gefühle. Von Achtung bis Zorn. Stuttgart: J. B. Metzler.

Deppermann, Arnulf (2014): Das Forschungsinterview als soziale Interaktionspraxis. In: Mey, Günter / Mruck, Katja (Hg.): Qualitative Forschung: Analysen und Diskussionen – 10 Jahre Berliner Methodentreffen. Heidelberg: Springer VS, 133–150.

Dirim, İnci (2010): „Wenn man mit Akzent spricht, denken die Leute, dass man auch mit Akzent denkt oder so.“. Zur Frage des (Neo)Linguizismus in den Diskursen über die Sprache(n) der Migrationsgesellschaft. In: Mecheril, Paul / Dirim, İnci / Gomolla, Mechthild / Hornberg, Sabine / Stojanov, Krassimir (Hg.): Spannungsverhältnisse. Assimilationsdiskurse und interkulturell-pädagogische Forschung. Münster u. a.: Waxmann Verlag GmbH.

Dirim, İnci (2015): Umgang mit migrationsbedingter Mehrsprachigkeit in der schulischen Bildung. In: Leiprecht, Rudolf; Steinbach, Anja (Hg.): Schule in der Migrationsgesellschaft. Ein Handbuch. Band 2: Sprache – Rassismus – Professionalität. Schwalbach: Debus Pädagogik, 25 – 48.

Faßmann, Heinz / Münz, Rainer (1995): Einwanderungsland Österreich? Historische Migrationsmuster, aktuelle Trends und politische Maßnahmen. Wien: Dachs Verlag GmbH.

Faßmann, Heinz / Münz, Rainer (Hg.) (1996): Migration in Europa. Historische Entwicklung, aktuelle Trends, politische Reaktionen. Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH.

Fries, Norbert (1996): Grammatik und Emotionen. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, 1996/26, 101, 37–69.

Fries, Norbert (2000): Sprache und Emotionen. Ausführungen zum besseren Verständnis. Anregungen zum Nachdenken. Bergisch Gladbach: Lübbe.

Gehmacher, Ernst / Lamel, Joachim (1972): Gastarbeiter in Österreich. Der Prozess der Eingliederung von Gastarbeitern in Österreich. Wien: Arbeitskreis für ökonomische und soziologische Studien.

Gruzca, Franciszek (2003): Mehrsprachigkeit in Mitteleuropa und der Europäischen Union. Traditionen – Gefahren – Ausblicke. In: Besters-Dilger, Juliane / De Cillia, Rudolf / Krumm, Hans-Jürgen / Rindler Schjerve, Rosita: Mehrsprachigkeit in der erweiterten Europäischen Union. Klagenfurt: Drava Verlag, 15–28.

Hahn, Sylvia / Stöger, Georg (2014): 50 Jahre österreichisch-türkisches Anwerbeabkommen. Fachbereich Geschichte/Zentrum für Ethik und Armutforschung. Universität Salzburg.

Han, Petrus (2005): Soziologie der Migration. Erklärungsmodelle, Fakten, Politische Konsequenzen, Perspektiven. Stuttgart: Lucius & Luciu.

Han, Petrus (2016): Soziologie der Migration. Erklärungsmodelle, Fakten, Politische Konsequenzen, Perspektiven. 4. Auflage. Stuttgart: Lucius & Luciu.

Helfferich, Cornelia (2001): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. 4. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Heringer, Hans Jürgen (2017): Interkulturelle Kommunikation. Grundlagen und Konzepte. 5. Auflage. Tübingen: A. Francke Verlag.

Holzer, Werner / Münz, Rainer (1994): Wissen und Einstellungen zu Migration, ausländischer Bevölkerung und staatlicher Ausländerpolitik in Österreich. Wien: Institut für Demographie / ÖAW.

Huster, Ernst-Ulrich (Hg.) / Boeckh, Jürgen (Hg.) / Mogge-Grotjahn, Hildegard (Hg.) (2012): Handbuch Armut und soziale Ausgrenzung. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: Springer VS.

Jawhari, Reinhold (2000): Wegen Überfremdung abgelehnt. Ausländerintegration und symbolische Politik. Wien: Braumüller.

Jäggi, Christian J. (2016): Migration und Flucht – Wirtschaftliche Aspekte – Regionale Hot Spots – Dynamiken – Lösungsansätze. Wiesbaden: Springer.

Jung, Britta / Günther, Herbert (2016): Erstsprache, Zweitsprache, Fremdsprache. Eine Einführung. 3. Auflage. Weinheim/Basel: Beltz Verlag.

Klein, Wolfgang (1984): Zweitsprachenerwerb. Eine Einführung. Frankfurt a. Main: Athenäum Verlag.

Krashen, Stephen D. (1981): Second Language Acquisition and Second Language Learning. Oxford: Pergamon Press Inc.

Kroll, Friedhelm (2009): Einblicke. Grundlagen sozialwissenschaftlicher Denkweisen. Wien: Braumüller.

- Krumm, Hans-Jürgen (Hg.) (2001): *Kinder und ihre Sprachen – Lebendige Mehrsprachigkeit*. Wien: eviva.
- Kuckartz, Udo (2018): *Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung*. 4. Auflage. Weinheim: Beltz Juventa.
- Kuckartz, Udo / Rädiker, Stefan (2022): *Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung*. 5. Auflage. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Küsters, Ivonne (2009): *Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen*. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag.
- Leitner, Helga (1978): *Segregation, Integration und Assimilation jugoslawischer Gastarbeiter in Wien – eine empirische Analyse*. Dissertation. Universität Wien.
- Leitner, Helga (1983): *Gastarbeiter in der städtischen Gesellschaft. Segregation, Integration und Assimilation von Arbeitsmigranten, am Beispiel jugoslawischer Gastarbeiter in Wien*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Lorber, Verena (2017): *GastarbeiterInnen in Österreich in den 1960er und 1970er Jahren*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Mayring, Philipp (2002): *Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken*. 5., überarbeitete und neu ausgestattete Auflage. Weinheim/Basel: Beltz.
- Mayring, Philipp (2015): *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. 12., überarbeitete Auflage. Weinheim: Beltz.
- Özbaş, Ali / Hainzl, Joachim / Özbaş, Handan (2016): *50 Jahre jugoslawische Gastarbeit in Österreich*. Graz: CLIO.
- Payer, Peter (2004): *Gastarbeiterroute 1972*. In: Gürses, Hakan / Kogoj, Cornelia / Mattl, Sylvia (Hg.): *Gastarbajteri. 40 Jahre Arbeitsmigration*. Wien: Mandelbaum Verlag.
- Pfeffer, Daniela 2011: *„Wir und die Anderen“*. Zur Identität und Differenz von türkischen Migranten. Diplomarbeit: Universität Wien.
- Rathkolb, Oliver (2015): *Die paradoxe Republik. Österreich 1945 bis 2015*. Aktualisierte und erweiterte Neuauflage. Wien: Zsolnay.
- Reinders, Heinz (2005): *Qualitative Interviews mit Jugendlichen führen. Ein Leitfaden*. München/Wien: R. Oldenbourg.
- Riehl, Claudia Maria (2014): *Mehrsprachigkeit. Eine Einführung*. Darmstadt: WBG.
- Rosenthal, Gabriele / Fischer-Rosenthal, Wolfram (2000): *Analyse narrativ-biographischer Interviews*. In: Flick, Uwe / Von Kardorff, Ernst / Steinke, Ines: *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, 456–468. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

- Schwarz-Friesel, Monika (2007): Sprache und Emotion. A. Francke Verlag: Tübingen.
- Seifert, Ottokar (1978): Gastarbeiterkinder in österreichischen Schulen. Wien: Österreichischer Bundesverlag.
- Semiramis Schedel, Larissa / De Cillia, Rudolf / Gruber, Helmut (Hg.) (2018): Sprache, politische Ökonomie und Legitimität: Vermarktung, Management und Inszenierung von Zweisprachigkeit in der Tourismusindustrie an der deutsch-französischen Sprachgrenze in der Schweiz. Göttingen: V&R unipress.Vienna University Press.
- Strasser, Hermann / Brömme, Norbert (2004): Prestige und Stigma / Prestige and Stigma. In: Ammon, Ulrich / Dittmar, Norbert / Mattheier, Klaus J. u. a. (Hg.): Sociolinguistics / Soziolinguistik. An International Handbook of the Science of Language and Society. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Berlin/New York: Walter De Gruyter, 412–417.
- Studnitz, Cecilia (1976): Gastarbeiter Probleme und Politische Bildung. Politische Bildung Heft 22. Wien: Verlag Für Geschichte Und Politik Wien.
- Szagun, Gisela (2006): Sprachentwicklung beim Kind: ein Lehrbuch. Weinheim/Basel: Beltz.
- Wiener Integrationsfonds (2002): Wir, die Zugvögel. Mi, ptice selice, Biz, Göçmen Kuşlar. Zehn Lebensgeschichten der ersten „GastarbeiterInnen“ in Wien. Klagenfurt – Wien/Celovec – Dunaj: Drava.
- Wimmer, Hannes (1986): Ausländische Arbeitskräfte in Österreich. Frankfurt am Main (u. a.): Campus.

Internetquellen

www1: Androutsopoulos, Jannis (2007): Ethnolekte in der Mediengesellschaft. Stilisierung und Sprachideologie in Performance, Fiktion und Metasprachdiskurs.

URL:

https://www.google.com/url?sa=t&rct=j&q=&esrc=s&source=web&cd=&cad=rja&uact=8&ved=2ahUKEwialKjX49X3AhW9S_EDHV9yCP0QFnoE-CAQQAQ&url=https%3A%2F%2Fjannisandroutsopoulos.files.wordpress.com%2F2009%2F12%2Fethnolekte-in-der-mediengesellschaft_publ.pdf&usg=AOvVaw2MtkwYaM1_0t_2LJ5d5CF [Zugriff: 20.05.2022]

www2: Anzeige von Wallraff im März 1983.

URL: https://de.wikipedia.org/wiki/Ganz_unten [Zugriff: 20.05.2022]

www3: Arbeitsmigration in der Zweiten Republik.

URL: <https://www.demokratiezentrum.org/bildung/ressourcen/timelines/arbeitsmigration-nach-oesterreich-in-der-zweiten-republik/> [Zugriff: 04.03.2021]

www4: Beirat für Wirtschafts- und Sozialfragen 1976.

URL: https://www.sozialpartner.at/wp-content/uploads/2018/02/Beirat_Nr.28_1976.pdf [Zugriff: 26.02.2023]

www5: Biber von 8.05.2014

URL: <https://www.dasbiber.at/content/sei-still-und-arbeite> [Zugriff: 26.02.2023]

www6: Demokratiezentrum Wien.

URL: <https://www.demokratiezentrum.org/bildung/ressourcen/lexikon/gastarbeiter/> [Zugriff: 26.02.2023]

www7: Deppermann, Arnulf (2013): Interview als Text vs. Interview als Interaktion [61 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 14(3), Art. 13.

URL: <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/2064/3584> [Zugriff: 04.03.2021]

www8: Dirim, İnci (2017): Linguizismus und linguizismuskritische pädagogische Professionalität.

URL: https://wp.sung.sk/wp-content/uploads/2020/07/SZfG_2017_1_7.pdf [Zugriff: 16.08.2022]

www9: Feld-Knapp, Ilona (2014): Mehrsprachigkeit und Fremdsprachenunterricht. In: Szerk.: Feld-Knapp Ilona Mehrsprachigkeit. Budapest: Typotex Kiadó – Eötvös Collegium, pp. 4–22. (CM-Beiträge zur Lehrerforschung; 2) 379–394).

URL: https://www.academia.edu/19807559/Mehrsprachigkeit_und_Fremdsprachenunterricht_Feld_Knapp_Ilona_2014_Mehrsprachigkeit_und_Fremdsprachenunterricht_In_Feld_Knapp_Ilona_Hrsg_Mehrsprachigkeit_CM_Beitr%C3%A4ge_zur_Lehrerforschung_2_Budapest_Typotex_E%C3%B6tv%C3%B6s_Collegium [Zugriff: 20.05.2022]

www10: Initiative Minderheiten Nr. 90 / Frühjahr 2014:

URL: https://stimme.minderheiten.at/wordpress/wp-content/uploads/sites/3/2019/07/stimme90_web.pdf [Zugriff: 26.02.2023]

www11: Knoblauch, Hubert (1991). Kommunikation im Kontext: John. J. Gumperz und die Interaktionale Soziolinguistik. Zeitschrift für Soziologie, 20(6), 446–462.

URL: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-39292> [Zugriff: 10.05.2022]

www12: Monatsberichte 11–12/1984, S.651.

URL: https://www.wifo.ac.at/bibliothek/archiv/MOBE/1984Heft11_12_637_648.pdf [Zugriff: 04.03.2021]

www13: Österreichischer Integrationsfonds (2021): Migration und Integration 2021. Zahlen. Daten. Indikatoren.

URL: <https://www.integrationsfonds.at/mediathek/mediathek-publikationen/publikation/migration-und-integration-2021-zahlen-daten-indikatoren-10674/> [Zugriff: 04.03.2021]

www14: Payer, Peter (2004): „Gehen Sie an die Arbeit“. Zur Geschichte der „Gastarbeiter“ in Wien 1964–1989. In: Wiener Geschichtsblätter. Nr. 1/2004, S. 1–19.

URL: <https://stadt-forschung.at/wp-content/uploads/2022/01/Gastarbeiter.pdf> [Zugriff: 26.02.2023]

www15: Rosenthal, Gabriele / Loch, Ulrike (2002): Das Narrative Interview. In: Schaeffer, Doris / Müller-Mundt, Gabriele (Hrsg.), Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung (S. 221–232). Bern u.a.: Huber.

URL: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-57670> [Zugriff: 27.09.2022]

www16: Statistik Austria. Bevölkerung nach Staatsangehörigkeit und Geburtsland.

URL: https://www.statistik.at/web_de/statistiken/menschen_und_gesellschaft/bevoelkerung/bevoelkerungsstruktur/bevoelkerung_nach_staatsangehoerigkeit_geburtsland/index.html [Zugriff: 04.03.2021]

www17: Tophinke, Doris (2002): Lebensgeschichte und Sprache. Zum Konzept der Sprachbiografie aus linguistischer Sicht.

URL: <https://doc.rero.ch/record/18314/files/03-Tophinke.pdf> [Zugriff: 07.07.2021]

www18: Wien Museum, Geteilte Geschichte: VIYANA – BEČ – WIEN.

URL: https://www.wienmuseum.at/fileadmin/user_upload/Presse_Neu/Ausstellungen/2017/Geteilte_Geschichte/Presseinformation_Geteilte_Geschichte_Viyana_Bec_Wien.pdf [Zugriff: 04.03.2021]

www19: Wien Museum. Online Sammlung.

URL: <https://sammlung.wienmuseum.at/objekt/1075742-gastarbeiterinnen-am-wiener-suedbahnhof-abreise-nach-belgrad/> [Zugriff: 12.01.2022]

www20: Wiener Zeitung von 02.08.2016.

URL: https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/politik/oesterreich/835550-Durch-das-Wiener-tuerkischer-Gastarbeiter.html?em_cnt_page=2 [Zugriff: 26.02.2023]

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Anzeige von Wallraff im März 1983 (www2)	14
Abbildung 2: Campingkocher der Marke Instaflam Electronic, um 1983, Schenkung Enver Soner (www19).....	17
Abbildung 3: Fotoserie „Gastarbeiter am Südbahnhof“ von Robert Komarek, 1973 (www19)	18
Abbildung 4: Riess-Kochtopf 1973/2015, Schenkung Vasilija Stegic (www19).....	19
Abbildung 5: Wanderungssaldo Österreichs 1961-2020 (www13: 27)	20
Abbildung 6: Entwicklung des Ausländeranteils in Österreich 1961-2021 (www13: 27).....	21
Abbildung 7: Ausländische Arbeitskräfte nach Ausland und Geschlecht (www12: 651).....	22
Abbildung 8: Leere Körpersilhouette zur Erstellung eines Sprachenportraits (Busch 2021: 44)	40
Abbildung 9: Interviews Phasen des narrativen (Reinders 2005: 92)	43
Abbildung 10: Ablaufschema einer inhaltlich strukturierenden Inhaltsanalyse (Kuckartz 2018: 100).....	48
Abbildung 11: Sprachenportrait Proband B1	54
Abbildung 12: Sprachenportrait Proband B2.....	56
Abbildung 13: Sprachenportrait Proband B3.....	58
Abbildung 14: Sprachenportrait Proband B4.....	60

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Ausländische Arbeitskräfte nach dem Herkunftsland (Faßmann 1992: 101)	11
Tabelle 2: Ausländische Arbeitskräfte nach Wirtschaftsbranchen (Pelger 2009: 48).....	11
Tabelle 3: Sprachbiografie (Tophinke 2002: 2).....	38
Tabelle 4: Kategoriensystem	52